

Zur narrativen Konstruktion von Vergangenheit

Erzähltheoretische Überlegungen und eine exemplarische Analyse eines
Gruppengesprächs über die „NS-Zeit“¹

Jürgen Straub

[*BIOS 9 (1996), Heft 1, 30-58*]

1. Geschichte und Lebensgeschichten in Erzählungen „50 Jahre danach“: Jahreszahlen als narrative Abbriviaturen

Die Vergegenwärtigung vergangener Wirklichkeiten kann spontan oder auf Anlässe hin erfolgen. Zu den soziokulturellen Institutionen, die die Komemoration und Kommunikation von kollektiv bedeutsamen, historischen Ereignissen und Entwicklungen initiieren und steuern, gehören beispielsweise Jahrestage oder gewisse Zeitspannen der Verjähung. Bilden solche Zeitspannen eine „glatte Zahl“ von Jahren, kommen sie als Kandidaten für Erinnerungsanlässe und Bezugspunkte öffentlicher Diskurse besonders in Frage. 1995 galt nicht nur hierzulande als ein bedeutungsvolles Jahr: „50 Jahre danach“, so lautete die Formel im vergangenen „Gedenkjahr“, sei es erneut an der Zeit, in konzentrierter Weise zurückzublicken. Der Niedergang des Nationalsozialismus, das Ende des Holocaust, die Befreiung unzähliger Menschen von Verfolgung und häufig lebensbedrohlichen Umständen, nicht zuletzt die letzten Tage des Krieges vor nunmehr 50 Jahren bildeten in verschiedenen Gesellschaften einen ganz selbstverständlichen Anlass für die Erinnerung an die „deutsche Geschichte“ zwischen 1933 und 1945, an deren Vorgeschichte(n) und Folgegeschichte(n). Damals erlebtes und teilweise bis in die Gegenwart hineinwirkendes Leid bietet uns Heutigen nach wie vor Anlass für Rückschau und Reflexion. Die Bemühung, mit den Opfern zu denken, macht die Erinnerung der Taten, die Leid schufen, ebenso unausweichlich wie die Frage, in welcher Weise der *Topos historia magistra vitae* auch heute noch Bedeutung besitzt. Vielen Zeitgenossen gilt die Erinnerung an diese Vergangenheit als eine *conditio sine qua non* jedes verantwortungsvollen Umgangs mit der Geschichte, Gegenwart und Zukunft. Nicht zuletzt

1 Der Beitrag entstand im Rahmen eines von der Österreichischen Nationalbank, der Stadt Köln und anderen Institutionen geförderten Forschungsprojektes. Das von Hans Werbig initiierte, am Institut für Psychologie der Universität Erlangen-Nürnberg angesiedelte Projekt befasst sich in sozialpsychologischer und biographietheoretischer Perspektive mit lebensgeschichtlichen Erfahrungen von Zeitzeugen des Nationalsozialismus. Verfasst wurde der Aufsatz am Zentrum für interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld im Kontext eines von Jörn Rüsen koordinierten Projektes über „Historische Sinnbildung. Interdisziplinäre Untersuchungen zur Struktur, Logik und Funktion des Geschichtsbewusstseins im interkulturellen Vergleich“.

das Datum 1945 ist ein bedeutungsvoller Bestandteil des kollektiven Gedächtnisses unterschiedlichster sozialer (Teil-)Systeme, und als solcher vermag es die Diskurse über die nationalsozialistische Vergangenheit Deutschlands (zumindest eine gewisse, nicht bestimmbare Zeit lang) in periodischen Abständen anzustoßen und zu strukturieren.²

Stehen in solchen Diskursen kollektive Vergangenheiten zur Debatte, können die Komemorationen und die Reflexionen, die zur Kokonstruktion, vielleicht zur Transformation symbolisch vermittelter Vergangenheiten führen, zu einer intersubjektiven Einigung der Beteiligten, also zu einer konsensuellen Konstruktion vergangener Wirklichkeit führen. Ebenso wie im Konsens kann das Resultat kollektiver Geschichtsbildungen in einem – wie ich in Anlehnung an Assmann und Assmann (1990) sowie Stierlin (1971) sagen möchte – gegenseitigen Arrangement bestehen, was heißt, dass die Beteiligten zwar unüberbrückbare Differenzen zwischen ihren jeweiligen Vergangenheitskonstruktionen ausmachen, sich in Akten der komplexen Versöhnung aber dennoch anerkennen, tolerieren und dadurch Gemeinsamkeit schaffen – ohne die trennenden Unterschiede zu ignorieren oder zu nivellieren. Schließlich bleibt die Möglichkeit, dass der Diskurs über Geschichte, wie man mit Lyotard (1987) sagen kann, einen Widerstreit offenbart. Die im Widerstreit befindlichen Parteien mögen zwar noch in ihrer Heterogenität aufeinander bezogen sein, sie stehen einander jedoch zunächst einmal ohne Aussicht auf Konsens oder komplexe Versöhnung gegenüber und verharren somit in hermetisch voneinander abgeriegelten Welten. Der öffentliche Gegenwartsdiskurs über die nationalsozialistische Vergangenheit und ihre Folgen bietet Beispiele für alle diese möglichen Ausgänge der Kokonstruktion geschichtlicher Wirklichkeit(en). Und er zeigt, wie die kollektive Verständigung über Geschichte von gewissen symbolischen Anlässen, Geschichten zu erzählen, ihren Ausgang nehmen kann. Die Jahreszahl 1945 ist solch ein Symbol und Erzählanlass. Der Abstand genau eines halben Jahrhunderts verlied dem Datum 1945 insbesondere im vergangenen Jahr den Status einer narrativen Abbraviatur mit einem hohen Aufforderungscharakter für die Rezipienten.

Wie narrative Abbraviaturen generell gehören das Datum 1945 oder andere Kürzel mit ähnlicher Funktion zur Gruppe jener Sinngebilde, welche „Geschichten indizieren, ohne selber Geschichten zu sein“, zu jenen sprachlichen Zeichen, welche „Geschichten enthalten, auf die sie anspielen, die sie symbolisieren oder in anderer Weise darstellen“ (Rüsen et al. 1991: 230). Sicherlich, Jahreszahlen sind zunächst einmal abstrakte, durch chronometrische Systeme und Operationen mögliche Markierungen zweier Zeiträume von bestimmter Dauer. Sie stehen in der hier eingenommenen Perspektive vor allem aber als Kürzel für kollektive Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte (vgl. Koselleck 1985), schließlich für eine Vielzahl noch unbestimmter Erinnerungen und anderer (sprachlicher) Konstruktionen, die vielfach die Form von Geschichten annehmen.

Nach der hier vertretenen Auffassung kann jedoch nicht davon ausgegangen werden, dass in jedem Falle auch klar ist, welche Geschichte(n) eine narrative Abbraviatur denn „enthält“, welche Geschichten also durch den Gebrauch einer speziellen Abbraviatur „als schon erzählte aufgerufen und kommunikativ verwendet werden“ (Rüsen et al. 1991: 231). Die Sinn- und Bedeutungsgehalte, die narrative Abbraviaturen für be-

2 Die Rede vom kollektiven Gedächtnis ist ebenso metaphorisch wie diejenige von komemorativen Erinnerungen. Vgl. hierzu die im Folgenden vorausgesetzten Überlegungen zu einer Theorie des kollektiven Gedächtnisses und der kollektiven Erinnerung bei Straub (1992, 1993).

stimmte Sprecher besitzen, lassen sich durch mehr oder minder ausführliche Erzählungen und, auf wissenschaftlicher Ebene, durch die Analyse solcher Erzählungen explizieren. Wie immer, wenn solche Analysen angestellt werden, muss die Frage nach Sinn und Bedeutung einer narrativen Abbraviatur nicht (unbedingt) von den Intentionen des Sprechers abhängig gemacht werden. Bedeutungs- und Sinngehalte narrativer Abbraviaturen können unter speziellen text- und interpretationstheoretischen Voraussetzungen ebenso durch Bezugnahmen auf den sprachlichen und nicht-sprachlichen Kontext bestimmt werden, in dem die Abbraviaturen verwendet werden bzw. in den sie von bestimmten Rezipienten gestellt werden können (vgl. Straub 1999: 404 ff.).

Festzuhalten ist: Als Erinnerungsanlass, als Anlass für das Erzählen von Geschichten und die Aktivierung anderer symbolischer Formen, Vergangenheit und *uno actu* Identität zu bilden und umzubilden, dienen narrative Abbraviaturen allemal. Festzustellen, welche Geschichten im konkreten Fall in einer spezifischen Situation für bestimmte Personen durch narrative Abbraviaturen angezeigt werden, bedarf einer womöglich extensiven Deutung oder Interpretation, die im Kern auf die (teilweise erzählerische) Artikulation konnotativer Bedeutungs- und Sinngehalte abzielt. Dass es zu bestimmten historischen Zeitpunkten, zum Beispiel eben „50 Jahre danach“, genügt, in geeigneten Kommunikationssituationen Abbraviaturen wie 1945 (oder 1933 etc.) ins Spiel zu bringen, um Erzählungen zu evozieren, durch die Individuen und Kollektive ihr Geschichtsbewusstsein und möglicherweise ihr biographisches Bewusstsein aus der Perspektive der Gegenwart artikulieren, ist eine für die folgenden Ausführungen grundlegende Annahme. Die Fruchtbarkeit dieser Annahme soll im vierten Abschnitt anhand der exemplarischen Analyse eines Gruppengesprächs über die NS-Zeit verdeutlicht werden. Zuvor jedoch seien einige weitere Aspekte des hier vertretenen erzähltheoretischen Ansatzes für die sozialpsychologische Untersuchung von Erzähltexten erörtert.

2. Funktionale und formaltheoretische Aspekte des Erzählens

Historische und lebensgeschichtliche Erzählungen eröffnen die Möglichkeit, die Lebenswege von Individuen und Kollektiven als einen Kontinuität verbürgenden Zusammenhang zu vergegenwärtigen. Selbstverständlich bedeutet dies nicht, dass in erzählten Geschichten kein Platz für Erfahrungen der Diskontinuität, für das Unerwartete und für vielleicht plötzlich in Erscheinung tretende Krisen wäre, die die eingespielten Deutungs-, Orientierungs- und Handlungsmuster der Betroffenen schlagartig fragwürdig machen können – ganz im Gegenteil. Erzählungen gehören zweifellos zu den lebenspraktisch besonders wichtigen Formen der sprachlichen Artikulation und Bearbeitung von Kontingenzerfahrungen, „positiven“ oder „negativen“. Nicht zuletzt neuere Forschungen in der Psychologie heben den angeführten pragmatisch-funktionalen Gesichtspunkt der narrativen Konfiguration von Zeit zu Recht hervor. Ganz in diesem Sinne charakterisiert etwa Boothe Erzählungen, in denen Subjekte ihr Selbst ausdrücklich machen, als eine Art Antwort: „Die Erzählung antwortet auf einen Vorfall. Der Vorfall trifft den späteren Erzähler, engagiert, beunruhigt ihn, – kurz: destabilisiert ihn in angenehmer oder unangenehmer Richtung; eine Stabilisierung soll herbeigeführt werden durch den aktiven Versuch, dem destabilisierenden Moment durch eine Antwort zu begegnen. Die Antwort anhand der Erzählung gibt dem Erlebten Gestalt, nimmt die Spannung auf, die der Vorfall im Erlebenden auslöste und führt die Situation einem Abschlußpunkt zu.“ (Boothe 1992: 36).

Betrachtet man die Erzählung bzw. die erzählte Geschichte als eine Form oder Gestalt, die, wie es üblicherweise heißt, eine Einheit mit einem Anfang, einem Mittelteil und einem Ende darstellt, lässt sich präzisierend sagen: Die narrative Bearbeitung von Kontingenzerfahrungen läuft im Wesentlichen darauf hinaus, bestimmte Ereignisse, Handlungen, Widerfahrnisse, nicht zuletzt eben unerwartete Vorfälle, in eine Geschichte zu integrieren. Dies ist der zentrale Aspekt der durch das Erzählen einer Geschichte bewerkstelligten, synthetisierenden Leistung. Die Erzählung artikuliert, arrangiert und verknüpft Differentes, sie setzt das Unterschiedene so zueinander in Beziehung, dass schließlich ein intelligibler „Zeit-Zusammenhang“ zur Sprache gebracht ist. Ricœur nennt dies die narrative Konfiguration der Zeit und bezeichnet den Grundcharakter der narrativen Zeitlichkeit mit dem glücklichen Begriff der dissonanten Konsonanz (Ricœur 1988: 13 ff.).³ Just durch die soeben angedeuteten narrativen Prozeduren werden Kontingenzerfahrungen als Erfahrungen begriffen und thematisiert, die für die (Genese der) Identität des Subjekts der Geschichte konstitutiv waren bzw. sind.⁴

Sobald klar ist, dass jede Vergangenheit (in ihren Bezügen zu Gegenwart und Zukunft) zwar nicht ausschließlich, aber doch in einem hohen Maß durch das Erzählen von Geschichten gebildet und umgebildet wird, rücken narrative Praktiken, Prozeduren und Strukturen ins Zentrum des Interesses. Zumindest jene Wissenschaften, welche sich in der einen oder anderen Weise der Vergangenheit bestimmter Menschen zuwenden, kommen dann nicht mehr darum herum, das Erzählen als eine spezifische Sprachform zu untersuchen. Es ist die Form der Erzählung, durch die Erfahrungen und Erwartungen, das Selbst und die Welt von Menschen dynamisiert und in eine umfassendere Verlaufsgestalt integriert werden. Just durch diese Integrationsleistung verleiht die narrative Form Widerfahrnissen und Handlungen, Erfahrungen und Erwartungen in einzigartiger Weise Sinn und Bedeutung – ganz unabhängig vom jeweiligen Inhalt der Erzählung. Die temporale Tiefendimension der Identität handlungsfähiger Subjekte (Individuen oder Kollektive), kurz: historischer und biographischer Sinn wird eben gerade durch das Erzählen von Geschichten, in denen sich das erzählende Subjekt situiert

3 Im wichtigen Kapitel, in dem Ricœur eine dreifache Differenzierung des Begriffs der *mimêsis* vornimmt, wird die narrative Konfiguration durch Fabelkomposition (*mimêsis* II) zwischen dem prä-narrativen Vorverständnis der Welt des Handelns (*mimêsis* I) und der narrativen Refiguration im Akte der Rezeption und Applikation der Erzählung (*mimêsis* III) verortet. Ich verweise hier lediglich auf diese interessante, im Grunde genommen handlungstheoretische Fundierung von Ricœurs Theorie, mit der er das Verhältnis zwischen Zeit und Erzählung als einen notwendigen und universalen Zusammenhang zu bestimmen versucht. Auch wenn man vom uneingeschränkt universalistischen Anspruch dieser Theorie abrückte und zudem – meines Erachtens zu Recht – die handlungstheoretische Fundierung als zu einseitig am teleologischen Modell ausgerichtet zurückwies, könnte an zentralen Ergebnissen von Ricœurs vielschichtiger Analyse der narrativen Zeitlichkeit festgehalten werden.

4 Ich sehe hier davon ab, dass das literarische „Erzählen“ längst auch gegenläufige Absichten verfolgt, indem es narrativ konstituierte, sinn- und bedeutungsstiftende zusammenhänge des erwähnten Typs untergräbt und destruiert (vgl. Ricœur 1989). Geschichtliche bzw. lebensgeschichtliche Zeit als, wie in lockerer Anlehnung an die Terminologie aus Kants dritter Kritik gesagt werden kann, ein durch die synthetisierenden Leistungen der produktiven Einbildungskraft und der (reflektierenden) Urteilskraft geschaffener Zusammenhang wird damit aufgesprengt und in ein Arrangement uneinholbar kontingenter Ereignisse transformiert. Selbstverständlich wird damit auch jene theoretische Formbestimmung obsolet, welche das Subjekt der Geschichte als eine Einheit zu begreifen ermöglicht. Der vor allem seit Erik H. Eriksons Einführung des Begriffs gängige Titel für diese Formbestimmung heißt Identität. Wo Zeit und Geschichte im Rahmen einer Ästhetik der Plötzlichkeit (Bohrer 1981) nicht die Form eines in der angedeuteten Weise narrativ strukturierten Sinnzusammenhangs bewahren können, ist auch kein Platz mehr für die Vorstellung eines Subjektes, das seine (eben auch temporal strukturierte) Identität im Wandel der Zeit durch adaptive und kreative Umbildungen zu wahren vermag (vgl. Straub 1991).

oder zu denen es in der einen oder anderen Weise Stellung nimmt, ausdrücklich gemacht (vgl. Angehrn 1985). Erzählungen sind sprachliche Ordnungsgestalten, durch die Subjekte ihr Selbst und ihre Welt in einzigartiger Weise unter den Gesichtspunkten der Entstehung und des Wechsels, der intentional herbeigeführten oder kontingenten Veränderung thematisieren können.

Das Erzählen als eine spezifische Sprachform findet bekanntlich seit längerem in verschiedenen Disziplinen Beachtung. Dabei wird mehr und mehr auch grundsätzliche Kritik an narrativen Wirklichkeitskonstruktionen und Sinnbildungsleistungen vorgebracht. Auf einen zentralen Aspekt dieser Kritik soll kurz eingegangen werden, und zwar in der Form einer Apologie der Erzählung. Die besagte Kritik wird heute vor allem im Kontext eines Diskurses erörtert, in dem es um die literarischen Dimensionen der „Geschichte“ (bzw. Geschichtsschreibung) geht. Mittlerweile haben sich Ansätze, die unter den Titeln einer Ästhetik, Poetik und Rhetorik der Geschichte diskutiert werden, nicht nur in der Theorie und Methodologie historischer Wissenschaften etabliert.⁵ Sie sind vielmehr auch an verschiedenen inhaltlichen Fragestellungen der historischen Forschung erprobt worden, etwa dort, wo es um das Schreiben der Geschichte des Holocaust geht (vgl. Braun 1994; Friedländer 1992; Kellner 1994; Kansteiner 1994; Young 1992).

3. Eine kurze Apologie des Erzählens (gegen Hayden White et al.)

Historie und Biographie beruhen, wie ausgeführt, im Wesentlichen auf der narrativen Konfiguration von Zeit, kurz: Sie sind narrative Konstrukte. Eine der aktuellen und schärfsten Kritiken der erzählerisch verfahrenen Geschichtswissenschaft stammt von White, eben jenem Geschichtstheoretiker, welcher vor ein paar Jahrzehnten noch angetreten war, die nicht hintergehbaren poetischen Tiefenstrukturen einer unweigerlich narrativen Geschichtsschreibung zu explizieren. Ich komme darauf zurück. Zunächst werden in aller Kürze Whites neuere Einwände gegen eine narrativ verfahrenende Geschichtsschreibung behandelt. Dabei gehe ich davon aus, dass sich Whites Kritik und deren Zurückweisung ohne Weiteres auf das Feld der multidisziplinären Biographieforschung übertragen lassen, insofern diese als narrative Wissenschaft betrieben wird (vgl. hierzu Straub 1993a). In vielen seiner jüngeren Schriften lautet Whites zentrale Behauptung, narrative Akte seien ideologische Prozeduren, durch die sich Menschen zwangsläufig in ein trügerisches Gespinnst aus Illusionen, Selbsttäuschungen und Irreführungen anderer verstricken. Diese Diagnose ist in dieser Allgemeinheit nicht nur empirisch fragwürdig, sondern auch theoretisch unhaltbar. So richtig es ist, die bedeutungs- und sinnstiftende Funktion der Erzählung als einer spezifischen Sprach- und Textform hervorzuheben, so übereilt ist Whites pauschale Kritik am Akt des *emplotment*. Dies zeigt ein Blick auf die wenig stichhaltige Begründung des Einwandes. White verdächtigt die synthetisierenden Leistungen des Erzählens, durch die „Wirklichkeiten“ jene Kontinuität und Kohärenz verliehen werden, welche schließlich die Identität von Subjekten sichern, der ideologischen Irreführung. Und er tut dies mit dem eigentümlichen Argument, diese Synthese- oder Integrationsleistung sei ein Akt, durch den

5 Einen Einblick bieten die von Eggert, Profitlich und Schierpe (1990) sowie von Conrad und Kessel (1994) herausgegebenen Sammelbände. Da hier für genauere Entfaltungen der Begriffe Rhetorik, Ästhetik und Poetik kein Raum ist, spreche ich im Folgenden pauschaler von der literarischen Dimension der Geschichte. Zum Überblick vgl. Scholz Williams (1989).

„Wirklichkeit“ in einer verzerrenden Weise gebildet bzw. reproduziert würde. Die Sinnbildungsleistungen, durch die das Erzählen „Wirklichkeit“ als eine kontinuierliche Verlaufsgestalt und kohärente Ordnung vergegenwärtigt, kommen nach White einer Vorspiegelung falscher Tatsachen gleich. Die Operation des *emplotment* – die Gestaltung oder Modellierung der Erzählstruktur, durch die Ereignisse, Handlungen etc. als *plot* arrangiert werden (White 1991: 10)⁶ – bewirke eine „Verdrehung des gesamten Faktengebiets“, eine Übersetzung oder „Umsetzung von Tatsachen in Fiktionen“ (White 1994a: 142).

So richtig es ist, dass White den konstruktiven Charakter von „Geschichte(n)“ hervorhebt und – mit Louis Mink – betont, dass die Geschichten von Historikern (oder Biographen, Biographieforschern etc.) *nicht gelebt, sondern erzählt* werden (ebd.: 139), so abwegig ist der objektivistische Tenor in Whites Ausführungen. Es gibt bei White eben „Ereignisse“, die, ganz und gar unabhängig von symbolischen bzw. sprachlichen Vermittlungen, eben gerade so sind, wie sie nun einmal sind, und die lediglich durch den Akt des *emplotment* zu Geschichten oder Bestandteilen von Geschichten gemacht werden (ebd.: 128). Just dadurch, so sagt White zunächst (und zu Recht), werden diese Ereignisse, die zuvor vielleicht fremd, rätselhaft oder geheimnisvoll erschienen, vertraut. Die narrative Integration in kulturell verfügbare Begriffs- und Erzählstrukturen erklärt schließlich auch die zunächst unerklärlichen Ereignisse. Wichtig (und meines Erachtens zutreffend) ist es ebenfalls noch, die historische Erzählung als eine Art metaphorische Konstruktion zu begreifen, die auf das Spiel mit kulturell eingeschliffenen Assoziationen und Konnotationen setzt. Eine solche Erzählung ist, wie White in Anlehnung an die semiotische Terminologie von Charles S. Peirce sagt, „ein Komplex von Symbolen, der uns Anweisungen gibt, wie wir ein *Ikon* der Struktur dieser Ereignisse in unserer literarischen Tradition finden können“ (ebd.: 136).

White insistiert nun allerdings auf folgendem, in gewisser Weise problematischem Punkt: Recht gesehen, sei das Leben nicht geordnet, schon gar nicht im Sinne der narrativen „Grammatik“, die alles und jedes in moralisch grundierte Geschichten mit einem Anfang, einer Mitte und einem Ende überführe. Wer sich als Subjekt in solchen Erzählungen einrichte, unterwerfe sich, wie White (unter dem Einfluss Foucaults) formuliert, der jede narrative Ordnung durchziehenden „Macht“ (vgl. hierzu die Aufsätze in White 1990). Lässt man den (interessanten) machtkritischen Aspekt – der hier nicht behandelt werden soll – einmal beiseite, so ist an Whites Kritik von (historischen) Erzählungen, die „insgesamt eher zum Traumdenken als zum wachen Denken“ zu rechnen seien, dessen offenkundige Favorisierung einer objektivistischen Konzeption der „Wirklichkeit“ verblüffend – vor allem dann, wenn man sich Whites frühzeitiger und vehementen Kritik an jeder objektivistischen Geschichtswissenschaft erinnert. White denkt nämlich in neueren Arbeiten die „Historie im eigentlichen Sinne“ (White) oder die „Welt der Wahrnehmung“ (White) als eine Art Ansammlung von *facta bruta*, als (chronologische) Ereignisfolgen, die vom Historiker in dieser oder jener Sprachform

6 An anderer Stelle schreibt White, unter *emplotment* verstehe er „einfach die Kodierung der in der Chronik enthaltenen Fakten als Bestandteile bestimmter *Arten* von Plotstrukturen“ (White 1994a: 127). Ricœur spricht diesbezüglich von Fabelbildung. Das Vorbild ist hier freilich Aristoteles (1964), der im 7. Kapitel der *Poetik* eine vollendete Handlung als „Verknüpfung von Begebenheiten“ oder eben als „Fabel“ bezeichnet (was im Englischen der *plot*, im Französischen die *intrigue* ist). Diese Bestimmung macht klar, warum von Aristoteles (und Ricœur) umgekehrt die Fabel als Handlungsnachahmung bezeichnet wird (vgl. Ricœur 1983: 54 ff.).

dargestellt und erklärt werden können. Während nun die narrative Form zu träumerischen und trügerischen Vorstellungen einer kontinuierlichen und kohärenten Welt führt, sorgen andere Sprachformen, wie White meint, für realistischere Repräsentationen. Diese stellen die Wirklichkeit als eine eher fragmentarische, inkohärente, diskontinuierliche und heterogene Struktur dar – was eben angemessener sei als die kritisierte narrative „Verklärung“. Diese Auffassung ist gegenwärtig zweifellos ein Bestandteil des (vor allem akademischen und künstlerischen) Zeitgeistes. Unübersehbar steht hier Nietzsche Pate, insofern dieser das „wilde Leben“ gegen ein Denken verteidigt, das sich als eine bloße Ordnung des Tuns begreift. Wobei gerne ignoriert wird, dass auch fragmentarische oder chaotische Strukturen gedankliche Organisationen der Wirklichkeit und damit mögliche Ordnungen des Tuns verkörpern.

Nun, wie dem auch sei, so fällt White mit den zuletzt skizzierten Ausführungen hinter den von ihm bereits vor Jahrzehnten selbst markierten Stand der Diskussion zurück (vgl. White 1966). White ging damals mit dem seines Erachtens naiven Ansinnen seiner Fachkollegen, historische Wirklichkeit als etwas an sich Gegebenes zu repräsentieren, hart ins Gericht. Seine damals begonnenen Arbeiten zur Metatheorie und Epistemologie der Geschichtswissenschaft standen offenkundig im Zeichen des *linguistic turn*, wie er in der Philosophie und in verschiedenen Fachwissenschaften im zwanzigsten Jahrhundert vollzogen wurde. In seinen jüngeren Arbeiten fällt White häufig hinter diese Position zurück, und wo er daran festhält, verwickelt er sich in eklatante Selbstwidersprüche. Er muss, wie dargelegt, nun ja so etwas wie eine „Wirklichkeit an sich“ postulieren und dieser bestimmte strukturelle Merkmale zuschreiben, um überhaupt sinnvoll in der von ihm favorisierten Weise von der (Un-)Angemessenheit bestimmter Repräsentationsformen sprechen zu können. Anders könnte die Erzählung auch nicht deswegen als irreführendes und ideologisches Instrument der Wirklichkeitsdarstellung kritisiert werden, weil sie die Wirklichkeit eben nicht so darstelle, wie diese eigentlich, das heißt, unabhängig von sprachlichen Konstitutions- oder Konstruktionsleistungen, verfasst sei.

Analoge Argumentationen finden sich mittlerweile in ganz verschiedenen Feldern, in denen es um die Erforschung temporal komplexer Phänomene geht. So hält etwa Bourdieu (1991) erzählte Lebensgeschichten wie andere narrative Konstrukte ebenfalls für einen Auswuchs an Täuschungen über Wirklichkeiten, die an sich niemals narrativ strukturiert seien (vgl. hierzu auch Appelsmeyer 1996: 19 ff.). Der (Auto-)Biograph verhält sich demnach nicht anders als der Historiker, der, wie es Claude Levi-Strauss frühzeitig ausdrückte, der Geschichte „mittels trügerischer Einzeichnungen“ den Stempel der Kontinuität und Kohärenz aufdrückt. Hierzu bedürfte es, so White, beträchtlicher Abstraktionsleistungen und vor allem des zweifelhaften Mutes, das vorliegende Material zu selektieren und alles, was dem integrativen Akt des *emplotment* in die Quere kommen könnte, einfach wegzulassen (White 1994a: 140 f.). Zwar stellt White zu Recht fest, die (historische) Erzählung liefere alles in allem kein Abbild der Vergangenheit, sondern „sie ruft die Bilder von Dingen, auf die sie verweist, ins *Bewußtsein*, in derselben Weise, wie es eine Metapher tut“ (ebd.: 141). Dies oder ähnliches gilt aber nicht allein für die Erzählung, sondern für jede sprachliche und sonstige Repräsentationsform.

White betreibt (wie Bourdieu und andere) eine unhaltbare Ontologisierung und Fundamentalisierung nicht-narrativer Sprach- und Textformen. Dies ist nach der hier vertretenen Auffassung der falsche Schluss, der von manchen aus der triftigen Kritik an

der Fundamentalisierung der Erzählung in Schützes soziologischem Narrativismus (vgl. etwa Bude 1985) gezogen wird. Die beiden erwähnten Fundamentalisierungen bestimmter Sprachformen sind einander komplementär. Sie basieren auf derselben Fragwürdigkeit, indem sie eine Wirklichkeit an sich voraussetzen und diese durch (jeweils bestimmte) Sprachformen erfassen zu können vorgeben. Die sprachliche Repräsentation von Wirklichkeit wird damit allemal auf der Grundlage eines abbildtheoretischen Repräsentationsmodells, also als zumindest idealiter mögliches Identitätsverhältnis gedacht. Häufig geraten dabei die spezifischen Leistungen bestimmter sprachlicher Formen und Operationen aus dem Blick. So ignoriert White etwa die Einsicht in den dargelegten Zusammenhang zwischen Erzählung und Zeit. Dasselbe gilt für Bourdieu – und auch noch für Bude. Letzterer kritisiert zu Recht die Fundamentalisierung der Erzählung im soziologischen Narrativismus Schützes, erkennt dabei aber, dass sich die Erzählung gleichwohl nicht einfach durch andere Repräsentationsformen wie „Begriff“ oder „Collage“ ersetzen lässt, weil diese, im Unterschied zum Erzählen, eben keine im skizzierten Sinne zeitlich affizierten, Zeitlichkeit entwerfenden Sprachformen sind – es sei denn, gewisse Begriffe und Collagen ließen sich als narrative Abbréviaturen auffassen. Das hervorgehobene Spezifikum der *narratio* macht das Erzählen überall dort unersetzlich, wo es um Zeit im Sinne von Historie und Biographie geht. Im Folgenden soll konsequent von der Produktivität der Sprache und den partiell konstitutiven Leistungen des Sprechens im allgemeinen, bestimmter Sprachformen im Besonderen ausgegangen werden, sobald es um die Frage eines epistemologisch und forschungspraktisch relevanten Wirklichkeitskonzeptes geht. Damit ist klar, dass narrative und nicht-narrative Sprach- oder Darstellungsformen keine sich wechselseitig ausschließenden Alternativen sind, schon gar keine Alternativen, die mit einem simplifizierenden, binären moralischen Code kurzgeschlossen werden können.

Natürlich kann gegen den Gebrauch narrativer Sprachformen argumentiert werden. Als Ausgangspunkt für solche kritischen Urteile dient die Auffassung, dass unterschiedliche Sprachformen verschiedenartige, nicht aufeinander reduzierbare „Wirklichkeiten“ repräsentieren. Allemal stellen sodann verschiedene Weisen der Welterzeugung Operationen dar, die jeweils spezifische kognitive und praktisch-psychologische Implikationen aufweisen und Funktionen erfüllen. Hierzu kann man sich reflexiv verhalten, affirmativ oder kritisch Stellung nehmen. In psychologischer Sicht wird das Erzählen, wie jede andere Sprachform auch, etwa dann rational kritisierbar, wenn die Implikationen und Folgen narrativer Konstruktionen in Betracht gezogen werden, wenn der Blick also darauf gerichtet wird, was Menschen denn tun und was sie nicht tun (können), wenn sie Geschichten erzählen, und welche sprachlichen und nicht-sprachlichen Handlungsmöglichkeiten sie sich eröffnen oder verschließen, indem sie Geschichte(n) bilden und vermitteln.

Um Antworten auf solche Fragen zu erhalten, muss man – etwa im Rahmen psychologischer Erzählanalysen – keineswegs nur die Inhalte von Geschichten betrachten, sondern kann auch formbezogene Aspekte von Erzählungen analysieren. Schon die Identifikation einer Kontinuität und Kohärenz verbürgenden Geschichte mit einem Anfang, einer Mitte und einem Ende ist psychologisch häufig unmittelbar aufschlussreich. Die Gestaltung der Erzählstruktur, die Fabelbildung, ist, wie sich mit White sagen lässt, selbst schon ein psychologisch wichtiger Akt. Aufmerksamkeit und interpretative Anstrengungen gebühren in diesem Zusammenhang nicht zuletzt den narrativen Abbréviaturen. Weiterhin kann es beispielsweise psychologisch bedeutsam sein, mit welchen

Situationen und Ereignissen ein Erzähler eine Geschichte, die ein bestimmtes Thema behandelt, beginnen oder enden lässt; auch darauf macht White mit Nachdruck und zurecht aufmerksam: „[...] sowohl die Ausgangslage als auch der Endzustand sind unvermeidlich poetische Konstruktionen und als solche von der Modalität der figurativen Sprache abhängig, die benützt wird, um ihnen die Gestalt von Kohärenz zu geben“ (White 1994a: 154). Weiterhin mögen die Verhältnisse zwischen dem jeweiligen Umfang der formal abgrenzbaren Teile einer Geschichte psychologische Relevanzen anzeigen; dasselbe gilt für die Relationen zwischen erzählter Zeit und Erzählzeit und dergleichen mehr. Einige speziellere Möglichkeiten der Erzähltextanalyse in der Biographieforschung sollen nun vorgestellt werden. Dazu gehe ich auf frühere Arbeiten Whites zurück, die von der literarischen Dimension der Geschichtsschreibung handeln.

4. Erzähltheorie und Topologie: Neue Möglichkeiten der Erzähltextanalyse (im Anschluss an Hayden White)

Die Ausführungen in *Metahistory* und verwandten Schriften (White 1991; vgl. auch White 1994a) enthalten eine ganze Reihe von bedenkenswerten Vorschlägen für die Analyse von Erzählungen. Natürlich dachte White mitnichten daran, anderen empirischen Disziplinen Vorschläge für die Analyse von (alltagsweltlichen, autobiographischen etc.) Erzähltexten zu unterbreiten, als er in den Werken von Historikern eine verbale Struktur freilegte, die die Form einer jeweils speziellen, typisierbaren Erzählung besitzt. Die Annahme, die Whites metahistorische Analysen für andere Disziplinen so anregend macht, lautet natürlich, dass nicht nur die Werke von Historikern, sondern auch andere Erzählungen eine poetische Tiefenstruktur besitzen, deren Analyse etwa für die Psychologie von Interesse ist. Im Folgenden soll dafür argumentiert und schließlich exemplarisch gezeigt werden, dass sich auch lebensgeschichtliche Erzählungen im Lichte der Whiteschen Topologie des geschichtlichen Denkens analysieren lassen.

Diese Zuwendung zur literarischen Dimension historischen und biographischen Erzählens soll in vergleichsweise nüchterner Einstellung erfolgen. Nach der hier vertretenen Auffassung muss man aus der „Entdeckung“ literarisch-fiktionaler Aspekte jeder sprachlichen Wirklichkeitskonstruktion nicht gleich eine dramatisch in Szene gesetzte Literarisierung oder Fiktionalisierung aller Wirklichkeiten machen – wozu White häufiger neigt, so etwa, wenn er historische Erzählungen als verbale Fiktionen bezeichnet, „deren Inhalt ebenso erfunden wie vorgefunden ist und deren Formen mit ihren Gegenständen in der Literatur mehr gemeinsam haben als mit denen in den Wissenschaften“ (White 1994a: 125). Zu Recht ruft etwa Weimar in Erinnerung, dass nicht jede Gestaltung von Erzählstrukturen, also nicht schon jedes Narrativ auf den Einsatz *spezifisch* literarischer Verfahren zurückgeführt werden kann (Weimar 1990: 36). Die Operation des *emplotment* schafft *eo ipso* weder literarische Texte noch Fiktionen. Denselben Einwand macht Lützelers geltend (Lützeler 1990: 79). Die völlige Verwischung der Grenze zwischen literarisch-fiktionalen und non-fiktionalen Erzählungen leitet eine Verarmung an Unterscheidungs- und Denkmöglichkeiten in die Wege. Ein Fiktionsbegriff, der seinen Widerpart verloren hat und kein Oppositionsbegriff mehr ist, „hat Sinn und Funktion verloren und kann nur noch als leere Anzeige gelten, daß da einmal ein Problem war“ (Weimar 1990: 36). So vielversprechend es ist, herauszupräparieren, was Fakten als sprachliche Konstrukte mit Fiktionen gemeinsam haben, so leer klingt es, wenn die Redeweisen von der „Faktizität des Fiktionalen“ oder der „Fiktionalität

des Faktischen“ zu formelhaften Gleichungen degenerieren, durch die *res factae* und *res fictae* kurzerhand einerlei werden.

Behält man dies im Auge, kann auch die Biographieforschung meines Erachtens von der Einsicht profitieren, dass wissenschaftliche und ebenso alltagsweltliche Konstruktionen der Vergangenheit eine poetische Tiefenstruktur oder literarische Dimension besitzen, die es zu analysieren gilt. In lockerer Anlehnung an Whites Ausdrucksweise: Auch diese Konstruktionen gründen in einem *poetischen Akt*, durch den der jeweilige Erzähler jenes thematische Feld präfiguriert, in welchem sich die Beschreibungen und Erklärungen, die zeigen sollen, was einst wirklich war und was wirklich geschehen ist, sodann bewegen. In seiner Poetik der Geschichtsschreibung unterscheidet White nun zunächst verschiedene Formen der Konstruktion und Präsentation von Geschichte. Im Einzelnen nennt er – in Anlehnung an Frye – vier Erzählstrategien bzw. poetische Darstellungsformen, deren sich (auch) die Geschichtswissenschaft bedient. Geschichte wird präsentiert als Romanze, als Komödie, als Tragödie oder als Satire (White 1991: 21 ff.). Dies jedenfalls sind jene fundamentalen, archetypischen Erzählformen, welche als kulturell tief verwurzelte, allgemein verfügbare Muster des Erzählens angesehen werden können.

Zu den Unterscheidungen in aller Kürze: Die *Romanze* versteht White im Kern als ein „Drama der Selbstfindung“. Traditionelle Erfahrungswelten werden überschritten, neue Erfahrungsmöglichkeiten geschaffen und genutzt; der Held – ein Individuum oder ein kollektives Subjekt – findet, nachdem er eigene Ausdrucks- und Handlungsmöglichkeiten geschaffen und erprobt hat, schließlich zu sich. Die romantische Erzählung „ist ein Drama vom Triumph des Guten über das Böse, der Tugend über das Laster, des Lichtes über die Finsternis und des endlichen Sieges des Menschen über die Welt [...]“ (White 1991: 22). Die *Satire* ist das gerade Gegenstück zur Romanze. Die Satire erzählt typischerweise eben nicht von Selbstfindung und Erlösung, sondern von Trennung und Verlust, vom Leiden und der Einsicht, dass „der Mensch eher ein Gefangener der Welt als ihr Meister ist“ und „daß das Bewußtsein und der Wille des Menschen angesichts der Aufgabe, die dunklen Mächte, den Tod endgültig zu überwinden, im Grunde unzulänglich“ sind (ebd.). Die *Komödie* und die *Tragödie* stellen demgegenüber zumindest einen Kompromiss, einen zeitweisen Aufenthalt in einer besseren Welt in Aussicht, eine zumindest vorübergehende Versöhnung „der in Gesellschaft und Natur wirkenden Kräfte“ (ebd.: 23). Die in der Komödie möglichen Versöhnungen vereinen Menschen, Mensch und Natur, Mensch und Welt. Das versöhnliche Ende stellt einen besseren, glücklicheren, vernünftigeren Zustand vor Augen. In der Komödie gipfelt all dies in festlichen Anlässen. In der Tragödie gibt es freilich keine Feste, „es sei denn falsche oder vermeintliche. Statt ihrer gibt es Zeichen für einen Zustand der Gespaltenheit, der schrecklicher ist als das, was den tragischen *Agon* zu Beginn des Dramas anstiftete. Doch erscheinen der Untergang des Protagonisten und die Erschütterung der von ihm bewohnten Welt am Schluss des tragischen Schauspiels nicht als schlechthin bedrohlich für die, die den Kampf auf Leben und Tod überstehen. Dem Zuschauer des Kampfes mag sich hierbei das Gesetz offenbaren, welches das menschliche Dasein lenkt und das der Protagonist mit seinen Handlungen gegen die Welt zur Geltung gebracht hat.“ (ebd.). Auch wenn die Tragödie Möglichkeiten der Versöhnung in Aussicht stellt, so sind diese doch bitter und teuer erkauft. Nun, diese Muster sind geläufig, und ebenso ist bekannt, dass der eigentliche Gegensatz in Whites Typologie durch die Romanze

und die Satire gebildet wird, Komödie und Tragödie dagegen eher Qualifizierungen der romantischen Weltauffassung bzw. Erzählung darstellen.

Romanze, Komödie, Tragödie, Satire: Die Wahl einer dieser Formen oder Arten der Erzählstruktur lässt sich, so White, nicht rational begründen, etwa durch eine Verankerung im „Gegenstand“ der Erzählung. Dieser erzwingt nach White niemals eindeutig die Wahl einer bestimmten Darstellungsform. Nichts „Geschichtliches“ ist an sich etwa komisch oder tragisch. Ob Geschichten schließlich Romanzen, Komödien, Tragödien oder Satiren sind, liegt in der Hand dessen, der den *plot* in einer bestimmten, Sinn und Bedeutung schaffenden Weise bildet. Die Entscheidung für eine der genannten Formen obliegt in hohem Maße dem Erzähler, wenngleich dieser sie häufig nicht bewusst trifft, sondern eher implizit fällt, indem er sich an bestimmte präkognitive, ästhetische und oder ethische Kriterien hält. Unbestritten ist damit auch, dass der Entscheidungsfreiheit gewisse Grenzen gesetzt sind, etwa durch moralische Konventionen, die bestimmte Modellierungen der Erzählstruktur nahelegen, ausschließen, sanktionieren etc. (White kann sich beispielsweise nicht vorstellen, dass „irgendjemand die Plotstruktur einer Komödie für das Leben von J. F. Kennedy akzeptieren würde“; White 1994a: 129).

Die erwähnten ästhetischen oder ethischen Kriterien sind nun mit dem eigentlich fundamentalen poetischen Akt, nämlich mit der Wahl der den historiographischen Text präfigurierenden und dominierenden *Redefigur*, untrennbar verschnürt. Je nachdem, ob der Erzähler sich an die Metapher, die Metonymie, die Synekdoche oder die Ironie (so wie deren Verkörperungen wie etwa Katachresis, Oxymoron, Aporie) hält (vgl. zu diesen Begriffen White 1991: 50 ff.), fällt die Erzählstruktur in aller Regel romantisch, tragisch, komisch oder eben satirisch aus. Die angeführten Grundtropen präfigurieren Erfahrungsbereiche, die sich „der Beschreibung in begrifflich klaren Prosadarstellungen zunächst entziehen“ (ebd.: 51). Detailliertere Erläuterungen zu den genannten und noch anzuführenden Unterscheidungen und Zuordnungen finden sich bei White (1991: 50 ff.; 1994a). Hier sei lediglich Whites fundamentale Annahme festgehalten, dass nämlich jeder *Tropus* eine Wahlverwandtschaft mit einer speziellen Form des *employment* und der daraus resultierenden Art der Erzählstruktur unterhält. Zugleich bestehen solche Wahlverwandtschaften im Hinblick auf spezifische Arten der Argumentation oder Erklärung sowie auf Arten der ideologischen Implikation. Ohne hierauf näher eingehen zu können, sei angemerkt, dass zumindest die von White angeführten, in groben Zügen ohne weitere Erläuterung verständlichen Arten der ideologischen Implikation auch für die biographieanalytische und sozialpsychologische Untersuchung von Erzähltexten relevant sein können. Schließlich darf ein wichtiger Hinweis nicht unterbleiben: Whites in Grundzügen dargestellte Ausführungen sind erheblich komplizierter (und zugleich problematischer), als es auf den ersten Blick scheint. Dies liegt vor allem daran, dass White die angegebenen Wahlverwandtschaften als lockere Affinitäten, nicht aber als zwingende Kombinationen auffasst. Ja mehr noch: Hervorragende Historiker versuchen gerade, beispielsweise „eine Erzählstruktur mit einer Argumentationsweise oder einer ideologischen Implikation zu verbinden, die nicht zu ihr passen“ (White 1991: 48). Oder sie setzen zwei oder mehrere Plotstrukturen in ein und demselben Text in ein Spannungsverhältnis zueinander, wodurch der Erzähler ein „Element kritischer Selbstreflexion“ in den Text einbaut (White 1994a: 146). Dies gilt wohl wiederum nicht nur für die Erzähltexte „hervorragender Historiker“, sondern generell. Man darf also keine unverrückbare Linie vom grundlegenden Tropus über die Art der Er-

zählstruktur und die Art der Argumentation bzw. Erklärung bis hin zu bestimmten ideologischen Implikationen ziehen. Dadurch werden die Zusammenhänge zwischen den vier Typiken freilich vager und loser, wohlwollend formuliert auch komplexer. Lässt man diese Komplexitätssteigerung einmal beiseite, kann Whites Poetik der Geschichtsschreibung in den soeben angeführten Punkten schematisch folgendermaßen zusammengefasst werden (vgl. White 1991: 48):

Schema 1: Grundkategorien aus Metahistory von Hayden White

Tropus	Art der Erzählstruktur	Art der Argumentation	Art der ideologischen Implikation
Metapher	romantisch	formativistisch	anarchistisch
Metonymie	tragisch	mechanistisch	radikal
Synekdоче	komisch	organizistisch	konservativ
Ironie	satirisch	kontextualistisch	liberal

Man kann an diesem Schema und der damit verbundenen Theorie vielfältige Kritik üben. So lässt sich unter anderem mit Stückrath (1995) fragen, warum sich White mit den vier *master tropes* bescheidet, andere ignoriert. Unbefriedigend ist ebenso Whites bloß ungefähre, lückenhafte Explikation der verwendeten Begriffe, auch in ihren wechselseitigen logischen Beziehungen. Bezweifelbar ist der behauptete präkognitive Status einer tropologisch fundierten Geschichtsschreibung, die sich, so Stückrath, bei näherem Hinsehen auf eine rationale Urteilslogik zurückführen lässt. Höchst fragwürdig ist nicht zuletzt die Annahme, die einzelnen Tropen *fundierten* je spezifische Urteile des Historikers sowie dessen Erzählstruktur, Argumentationsmodus und Ideologie. Die These, Tropen würden all dies bedingen, muss man ebenso wenig teilen wie manche anderen Theoreme Whites, wenn man dessen System wie folgt für die interpretative Analyse von Erzähltexten nutzt, in denen Menschen in der Retrospektive ihre Vergangenheit, ihr Selbst und ihre Welt ausdrücklich machen und in der Gruppe zur „Diskussion“ stellen. Ich möchte mich mit den genannten und anderen Einwänden gegen Whites Poetik der Geschichtsschreibung nicht befassen, sondern nach gewinnbringenden Anschlussmöglichkeiten für die Biographieforschung fragen.

Whites unbestreitbares Verdienst, das weit über den Bereich einer Metatheorie der Geschichtswissenschaft hinaus Früchte trägt, kann im energischen Hinweis darauf gesehen werden, dass poetische Akte mehr oder minder präfigurieren, zumindest mitbestimmen, welche ideologisch imprägnierten, an bestimmte Arten der Fabelbildung und der Argumentation gebundene Geschichten bestimmte Personen erzählen (können). Auf poetischer Ebene wird mehr oder minder „gesteuert“, welche „Gegenstände“ für den Erzähler überhaupt interessant sind, in welcher Form und mit welchen Worten er diese sodann beschreibt, welche Geschichten und Episoden er erzählt und welche Beziehungen zwischen einzelnen Elementen der Erzählung geschaffen werden etc. Es sind die tropologischen Strategien, die im Folgenden vorrangig interessierenden Arten der Erzählstruktur, aber auch die Art der Argumentation bzw. Explanation sowie der ideologischen Implikation, die Erzählstile und damit den Sinn und die Bedeutung erzählter Geschichten, gleichsam unabhängig von deren Inhalt, mitbestimmen. Diese Einsicht

für empirische Erzähltextanalysen nutzbar zu machen, halte ich für eine Aufgabe zukünftiger biographischer Forschung. Gewisse Aspekte der literarischen Dimension von Erzählungen bestimmen (unter anderem) die auch psychologisch unmittelbar relevanten Sinn- und Bedeutungsgehalte von Narrativen. Dies zeigt der nächste Abschnitt zumindest an einigen wenigen Beispielen. Die folgenden Interpretationen eines Gruppengesprächs orientieren sich also sowohl an den in den ersten Abschnitten des vorliegenden Aufsatzes angestellten erzähltheoretischen Überlegungen als auch an den soeben vorgetragenen Reflexionen zu Tropen und Arten der Erzählstruktur sowie anderen literarischen Gesichtspunkten erzählter Geschichte(n).

5. Romanze und Rechtfertigung, Satire und Kritik: Vergangenheit als kollektives Konstrukt

5.1 Vorbemerkungen

Die folgenden Analysen beziehen sich auf eine wortgetreue Transkription eines elektroakustisch aufgezeichneten Gruppengesprächs, in dem drei Frauen und zwei Männer im Alter zwischen 76 und 87 Jahren über die „Zeit von 1933 bis 1945“ sprachen. Die Gesprächspartner, ausnahmslos Deutsche, wurden schriftlich angeworben. Im ersten Einladungsschreiben zum geplanten Gespräch wurde mitgeteilt, dass noch Zeitzeugen des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges gesucht würden, die bereit wären, von ihren Erlebnissen aus der besagten Zeit, aber auch aus der Zeit vor 1933 und nach 1945, zu erzählen und sich darüber mit anderen auszutauschen. Insgesamt kamen vier Gruppengespräche zustande. Mit einigen der Teilnehmenden wurden anschließend noch Einzelgespräche geführt. Letztere werden im Folgenden ganz vernachlässigt. Das gilt ebenso für die anderen ungefähr achtzig Interviews, die im Rahmen des Projekts durchgeführt wurden.

Die Gesprächsleiter, ein Mann und eine Frau im Alter von 28 bzw. 31 Jahren, verhielten sich, abgesehen von den einführenden Beiträgen, während des etwa dreieinhalb Stunden währenden Gesprächs sehr zurückhaltend.⁷ Durch diese Vorgehensweise sollte zentralen Grundsätzen interpretativer Forschung, namentlich den methodologischen Prinzipien der Offenheit, der Kommunikation und der Fremdheit, Rechnung getragen werden (vgl. Hoffmann-Riehm 1980; Straub 1989: 213 ff.). Die Gruppengespräche sollten es unter anderem ermöglichen, die retrospektive Bildung, Artikulation und Reflexion von biographischen und historischen Erfahrungen sowie damit verwobenen Handlungs- und Lebensorientierungen als einen *sozialen bzw. sozial vermittelten* Vorgang protokollieren und analysieren zu können (vgl. hierzu zum Beispiel Bohnsack 1989, Nießen 1977). Von Interesse sind im Folgenden also nicht so sehr die Äußerungen einzelner, sondern Äußerungen, wie sie im Kontext eines Gesprächs fallen, in dem sich die Beteiligten zueinander verhalten und auf diese Weise etwas hervorbringen, das, gestaltpsychologisch formuliert, etwas qualitativ anderes ist als eine bloße Aneinanderreihung oder Summe der Einzelbeiträge. Das Gespräch sollte für alle möglichen Äußerungsformen gleichermaßen offen sein, speziell auch für das Erzählen von Geschichten.

⁷ Für die Durchführung des Gesprächs bin ich Karl-Friedrich Rumold und Regina Schumacher sehr verbunden. An der Interpretationsgruppe, deren Ergebnisse hier teilweise aufgenommen wurden, waren neben dem Autor und den soeben genannten Personen Alexander Kochinka und Hartmut Seitz beteiligt.

Die Gruppengespräche sollten gerade auch die Konstruktion von Geschichte nachvollziehbar machen, wie sie sich im kollektiven Erzählen von Geschichten vollzieht, sei es, dass diese Konstruktion als *Konsens*, als Bemühen um *komplexe Versöhnung* oder als Formierung eines *Widerstreits* ausfällt. Im Anschluss an die angestellten theoretischen Überlegungen wird im Folgenden das Augenmerk gerade auch auf die literarische Dimension der Konstruktion von Geschichte(n) gerichtet. Neben narrativen Sinnbildungsleistungen im Allgemeinen interessieren vorrangig solche, die, mit White gesprochen, mit spezifischen Erzählstrukturen und der Verwendung bestimmter Redefiguren zu tun haben. Die interpretative Analyse des Textes war sequentiell angelegt. Aus Platzgründen muss im Folgenden mit zusammenfassenden Darstellungen gearbeitet werden. Auf eine Explikation der Interpretationsmethodologie und -methodik und des zugrundeliegenden Programms einer typologischen Erkenntnisbildung wird hier ganz verzichtet (vgl. Straub 1999: 416 ff.; zusammenfassend Straub 1993a: 158 ff.).

5.2 Empirie: eine exemplarische Textanalyse

Die Teilnehmer des Gesprächs werden in der Transkription folgendermaßen benannt: der Interviewer (I1), die Interviewerin (I2), Frau Andert (A), Frau Grönn (G), Frau Wilk (W), Herr Kalat (K), Herr Paul (P). Überlappungen von Äußerungen werden im Transkript durch das Zeichen > indiziert. Die in Klammer gesetzten Zahlenangaben hinter den Zitaten beziehen sich auf deren Ort im Transkript (Seite, Zeile). Die folgenden Darlegungen sind in Abschnitte mit eigener Überschrift untergliedert. Während in den ersten Abschnitten gezeigt werden soll, wie die Gruppe allmählich „ihr“ Thema absteckt, wird später an besonders bedeutsamen Aspekten analysiert, wie die Gruppe Zeit narrativ konfiguriert, ihre Erfahrungen und Orientierungen artikuliert und dadurch „ihr“ Geschichtsbild konstruiert und vermittelt. Die in der Gruppe schließlich dominierende „Geschichte“ wird inhaltlich in groben Zügen charakterisiert. Zugleich wird untersucht, in welcher Weise sich im Diskurs der Gruppe eine konkurrierende Erzählung und, damit verbunden, ein alternatives Geschichtsbild manifestiert, ohne recht zum Zuge zu kommen oder gar kollektiv anerkannt zu werden.

Annäherungen ans Thema, erste Situationsdefinitionen

Das Transkript verzeichnet gleich am Anfang einige Sätze, die auf jenes Thema verweisen, um welches es im Verlaufe des gemeinsamen Nachmittags gehen soll. Der erste protokollierte Satz nach dem Einschalten des Tonbandgeräts – er stammt von Herrn Kalat – verweist auf einen Herrn, „*dem seine Mutter Jüdin war*“ (1, 4). Offenkundig besitzt diese Prädikation im Hinblick auf das bevorstehende Gespräch eine besondere Bedeutung. Nach einigen hier vernachlässigbaren Sätzen findet sich unter anderem eine metaphorische Äußerung des Interviewers, die sich wiederum als (impliziter) Verweis auf das Thema des Gruppengesprächs verstehen lässt. Beim Servieren des allen Gesprächsteilnehmern angebotenen Kuchens „*stürzt ein Kuchenstück ab*“, und dies wird vom Gesprächsleiter nun darauf zurückgeführt, dass es an einem Kuchenheber mangle, weil „*wir nur ne Feldküche haben, also alles nur – äh – im Rucksack hergebracht haben*“ (1, 31). Feldküchen richten sich Soldaten ein, die sich im Krieg oder zu Ausbildungs- und Übungszwecken im Manöver befinden. Der metaphorische Gebrauch des Ausdrucks „*Feldküche*“ durch den Interviewer stellt assoziative Verknüpfungen zwischen zweierlei Situationen her. Der implizite Bezug, den der Ausdruck „*Feldküche*“

zu einer bestimmten Vergangenheit unterhält, trägt zur Definition der aktuellen Situation bei. Die analogisierenden Leistungen der metaphorischen Wortverwendung verweisen dabei nicht allein darauf, dass heute wie damals am Esstisch improvisiert wird. Die metaphorische Rede klärt nicht nur die aktuelle Situation im Lichte einer anderen, sondern ruft bestimmte Aspekte der Vergangenheit in Erinnerung, um die es im weiteren Verlauf des Gesprächs gehen könnte. Einige wenige Zeilen später findet sich die im Folgenden zitierte Textpassage, in der ein Gruppenmitglied erneut zum Abstecken des Themas beiträgt, und dies in einer in verschiedener Hinsicht aufschlussreichen Weise.

Bildkommentare als narrative Abbreviaturen und der implizite Entwurf von (lebens-) geschichtlicher Zeit

K: Wenn 's den Führer sehn wolln.

A: (((lacht)))

I2: > Ja.

K: Schauen 's ämal an. Also ich hab selber gstaunt, daß ä - ; (weil?) - früher hab ich dort stehn ghabt: „Der Führer kommt.“ ((lachend)) Hab i's ausstrichn. (((zwei Teilnehmerinnen lachen))) Hab i: „Adolf Hitler kommt.“

II: Aha.

K: In Polen, nä, am Feldflughafen (3, 7-14).

Herr Kalat hat ein Foto mitgebracht. Es bildet Adolf Hitler ab, als dieser 1939 in Polen am Feldflughafen eintrifft. Herr Kalat reicht das Foto mit der scherzhaften, von einem Lachen begleiteten Bemerkung herum: „Wenn's den Führer sehen wollen“. Damit wird ein weiteres Thema markiert, auf das sich die Gruppe einlassen könnte. Neben dem erneuten Hinweis auf den Krieg, den die Deutschen gegen Polen führten, wird nun auch Adolf Hitler beziehungsweise „der Führer“ ins Zentrum der Aufmerksamkeit der Gruppe gerückt. Im vorliegenden Zusammenhang sind jedoch insbesondere die auf die Rückseite der Fotografie geschriebenen Titel bzw. Bildkommentare interessant. Diese markieren eine Veränderung im Leben von Herrn Kalat, einen biographischen (und zugleich historischen) Wandel, der nicht zuletzt für die Thematisierung der Vergangenheit in der aktuellen Gesprächssituation maßgeblich ist. Herr Kalat überschrieb das Bild einst mit der in der NS-Zeit häufig hör- und lesbaren Ankündigungsformel „Der Führer kommt“. Dieser Titel wurde – worüber sich Herr Kalat wunderte, als er es vor kurzem zur Kenntnis nahm – durchgestrichen und durch einen anderen ersetzt: „Adolf Hitler kommt“, so heißt es ab einem bestimmten, uns unbekannten Zeitpunkt auf der Rückseite des Bildes, ohne dass jedoch die ältere Beschriftung ganz gelöscht worden wäre. Die Tatsache, dass beide Beschriftungen erhalten sind, verleiht diesen eine besondere Aussagekraft. Sie markieren den Anfang und das Ende einer Geschichte, die, würde sie durch eine Entfaltung ihres „mittleren Teiles“ vollständig erzählt, beschreiben und narrativ erklären könnte, wie es zu jener Änderung gekommen ist, die Herrn Kalats Beschriftungen indizieren. Diese Änderung besteht im Kern in einer kognitiven und emotionalen Distanzierung. Die neue Beschriftung zeigt an, dass aus dem „Führer“, der von Herrn Kalat einst als solcher anerkannt war, „Adolf Hitler“ wurde, also möglicherweise, ja vermutlich eine Person, deren „Führungsansprüche“ aus der später veränderten Perspektive Herrn Kalats obsolet geworden waren.

Gründe für diesen Wandel werden vorläufig nicht angegeben. Für die weitere Textanalyse von Bedeutung ist zunächst einmal, dass es Herrn Kalat in erster Linie nicht um das geht, was auf dem Foto zu sehen ist, sondern um die durch die Beschriftungen angezeigte Geschichte und deren Ergebnis. Die Bildkommentare fungieren hier als narrative Abkürzungen, die, sobald man sie in Beziehung zueinander setzt, strukturelle Grundzüge einer *bestimmten* Geschichte symbolisieren, deren Anfang und Ende nunmehr, in bestimmten Aspekten wenigstens, bekannt sind. Das Ende der Geschichte rückt dabei als eine Voraussetzung ins Blickfeld, die allen Erzählungen und sonstigen Äußerungen von Herrn Kalat in der aktuellen Gesprächssituation zugrunde liegt. Wie immer dieser Gesprächsteilnehmer Hitler einst als „Führer“ bezeichnet und anerkannt haben mag, so ist es damit, wie die zweite Beschriftung unmissverständlich dokumentieren und im Kreise der anwesenden Gesprächsteilnehmer beweisen soll, längst vorbei.

Damit artikuliert Herr Kalat ein (in die kollektive Geschichte integriertes) biographisches Entwicklungsmuster, das womöglich von anderen am Gespräch Beteiligten übernommen werden könnte: Die anfänglichen persönlichen Identifizierungen mit dem „Führer“ und der nationalsozialistischen Ideologie und Praxis, die Herr Kalat mit wenigen Worten andeutet, zerbrechen über kurz oder lang. Neue Orientierungen traten an deren Stelle. Diesen Wandel durch eine zweifach beschriftete Photographie zu dokumentieren, ist ein womöglich sehr wichtiger Beitrag zur Definition des aktuellen Selbst und der aktuellen Situation, in der sich Zeitzeugen der dreißiger und vierziger Jahre begegnen, um sich über ihre Erfahrungen auszutauschen. Der Wandel des Vokabulars, mit dem Geschichte vergegenwärtigt wird, ändert diese Geschichte selbst. Dies gilt bereits für einzelne Ausdrücke, Bezeichnungen, Begriffe. Der besagte Wandel bestimmt mit, welche Geschichten auf welche Weise erzählt werden können. Sobald der einstige „Führer“ nur noch mit seinem bürgerlichen Namen bezeichnet wird, wird es beispielsweise möglich, den ehemaligen „Führer“ als „Verführer“, als „Verbrecher“ oder dergleichen zu sehen und entsprechende Geschichten zu erzählen.

Wie dem auch sei, so steht nach Herrn Kalats Beitrag jedenfalls fest, dass dieser einen Bruch in seiner Biographie thematisiert, der eine schließlich vollzogene Distanzierung vom ehemaligen „Führer“ markiert. Der Ausdruck „der Führer“ steht dabei *pars pro toto*. Wer den „Führer“ als „Adolf Hitler“ distanziert und damit zugleich einen Wandel des eigenen Selbst anzeigt, nimmt von mehr als einer bestimmten Person Abstand. Herr Kalat hat sich, wie er durch die Bekanntgabe der Bildkommentare andeutet, in der einen oder anderen Weise aus ehemaligen Verstrickungen der eigenen Gedanken, Gefühle und Handlungen in das nationalsozialistische Weltbild und eine bestimmte gesellschaftliche Praxis gelöst. Die durch den ersten Bildkommentar nach wie vor sichtbaren Spuren der Identifikation mit dem „Führer“ wurden durchkreuzt, durchgestrichen.

Das Durchstreichen der Schrift wurde als ein symbolischer Akt interpretiert, der einen Wandel des Selbst, zunächst vielleicht bloß den Wunsch nach einem solchen Wandel, anzeigt. Psychologisch von Bedeutung ist dabei, dass die alte Schrift durchkreuzt, nicht aber getilgt wurde. Nur deshalb vermag die Rückseite der Fotografie als biographisches Dokument zu dienen, das so verwendet werden kann, wie es Herr Kalat in der Situation des Gruppengesprächs tut. Die Distanz und Differenz, die Herr Kalat thematisiert, erscheint nach wenigen Worten als eine durch die Materialität eines symbolischen Aktes dokumentarisch belegte „Tatsache“. Die zitierten Bildkommentare werden zu Zeichen biographischen und geschichtlichen Wandels.

Herrn Kalats rhetorische Strategie öffnet der Gesprächsrunde frühzeitig einen Erzählraum für Geschichten des exemplarisch angedeuteten Mustertyps. Die psychologische Struktur solcher Geschichten lässt sich mit den konträren Ausdrücken „Identifizierung“ und „Distanzierung“ charakterisieren. Geschichten des besagten Typs artikulieren letztlich eine Loslösung des Subjekts von bisherigen Identifikationsobjekten, sie beinhalten Diskontinuität. Eine der im Folgenden interessierenden Fragen ist, ob die Gruppe dieses mit wenigen Worten zu einer Fotografie in den Raum gestellte Angebot der biographischen Selbstpräsentation aufnimmt. Bilden also die Gesprächsteilnehmer ihre Lebensgeschichte und, damit verwoben, Geschichte in der Weise, dass sie ein sich nach wenigen Minuten abzeichnendes Muster zustimmend aufgreifen und persönlich konkretisieren? Oder werden alternative Konstruktionen eingebracht?

Der Fortgang des Gesprächs (erste Zwischenbetrachtung)

Das Gespräch wird mit erneuten Hinweisen auf den Krieg fortgesetzt. Herr Kalat und auch andere Gesprächsteilnehmer erwähnen sodann ihre Herkunft und ihren (ehemaligen) Wohnort in der Stadt. Ich übergehe diese Passage und den unmittelbar anschließenden Beitrag eines Interviewers, in dem dieser das Gespräch erst formell eröffnet. Festgehalten sei, wie schnell einzelne der am Gespräch Beteiligten noch vor dem eigentlichen Startsignal durch die Gesprächsleiter begannen, den thematischen Rahmen abzustecken. Dies geschah erstens durch bestimmte metaphorische Sprechweisen, durch die Szenen aus der Vergangenheit assoziiert und in Erinnerung gerufen wurden. Zweitens ist die Verwendung narrativer Abkürzungen auffällig. Gerade dadurch zeichneten sich bereits nach den ersten gesprochenen Worten erste Strukturen erzählbarer Geschichten ab. All dies ist ohne vorgängige theoretische Sensibilisierungen für die narrative Struktur und die literarische Dimension von Geschichte kaum erkennbar. Die angestellten erzähltheoretischen Überlegungen eröffneten also bereits an dieser Stelle Interpretationsperspektiven, die erste Aufschlüsse über die Frage ermöglichen, wie (lebens-)geschichtliche Zeit narrativ konfiguriert und nicht zuletzt durch die Verwendung von Redefiguren qualifiziert, kurz: als ein sinn- oder bedeutungshafter Zusammenhang gebildet wird.

Die erste längere Erzählung

Zur ersten ausführlicheren Erzählung kommt es, als Frau Andert das Wort ergreift. Diese Erzählung ist von größter Bedeutung für den weiteren Diskursverlauf. Sie etabliert den zentralen Bezugsrahmen für die nachfolgenden Redebeiträge. Die fortan hergestellten Bezüge, die Abgrenzungen und das Aufzeigen von Gemeinsamkeiten stellen die Weichen für bestimmte kollektive, typisierende Konstruktionen von Geschichte und Lebensgeschichte. Frau Andert nennt zunächst einmal den Ort ihrer Herkunft und den Beruf ihres Vaters. Dieser war „königlich-bayerischer Staatsforstbeamter“. Sodann erwähnt sie das erste Jahr des Ersten Weltkrieges als Zeit ihrer Einschulung. Damit setzt sie – in einem poetischen Akt – den Anfang der Geschichte, die im Folgenden skizziert wird. Das Ende des Ersten Weltkriegs, namentlich die als „schmachvoll“ erlebte Niederlage der Deutschen wird für Frau Andert zum Ausgangspunkt ihrer Erzählung. Schon die inhaltliche Qualifizierung des Anfangs ihrer Geschichte kündigt ein Erzählmuster an, das als ein traditioneller, in gewissem Ausmaß noch heute geläufiger Topos des kollektiven Selbstverständnisses mancher Deutscher angesehen werden

kann. Bekanntlich bedienten sich nicht zuletzt die Nationalsozialisten dieses Topos und nutzten die ihm implizite „Logik der Vergeltung“ propagandistisch aus. Die insbesondere mit dem Versailler Vertrag verbundene „Schmach“ sollte, ohne große Rücksicht auf Fragen nach der Kriegsschuld, „rückgängig“ gemacht werden. Frau Andert verknüpft in ihrer narrativen Repräsentation der Vergangenheit historische Darstellungen mit autobiographischen; sie verwebt Geschichte und Lebensgeschichte, wobei letztere im Zentrum der Erzählung steht.

Frau Andert verdeutlicht, dass auch sie und die Ihren die erwähnte „Schmach“ empfunden hatten. In ihrer Erzählung wird geschildert, in welcher Weise die Mitglieder ihrer Herkunftsfamilie unter der französischen Besatzung unerträgliche Pein erleiden mussten. Dies vertrieb sie schließlich aus ihrer Heimat nach Nürnberg, wo der „*Vater dann sehr viel mit'm Dritten Reich zu tun (hatte)*“ (9, 30-3). Diese vage Andeutung verleiht der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg eine hohe Dynamik, die Auswirkungen bis hinein in die Familiengeschichte zeitigte. In der lebensgeschichtlichen Erzählung von Frau Andert wird diese Niederlage zum Anfang und entscheidenden Movens einer narrativ verknüpften Serie von Ereignissen, Widerfahrnissen und Handlungen: Der Niederlage folgte die Besatzung, von dieser fühlte sich Frau Anderts Herkunftsfamilie vom heimatlichen Boden vertrieben, und diese schließlich trieb (jedenfalls) den Vater ins Einflussfeld Hitlers und des Nationalsozialismus.

Ich zitiere ab dem vierten Satz der erzählten Geschichte, deren wesentliche, implizite Funktion insgesamt darin besteht, die angedeutete Hinwendung des Vaters zum Nationalsozialismus zu plausibilisieren. Dabei wird die Figur des Vaters in der Erzählung wiederum *pars pro toto* verwendet: Der Vater steht – im Sinne einer Synekdoche – nicht zuletzt für eine Vielzahl von Deutschen, deren Denken, Fühlen und Handeln sich aus ähnlichen Gründen gleichförmig in die Richtung der von den Nationalsozialisten unterstützten Deutungsmuster bewegten.

A: (((holt tief Luft))) Mein Vater war - noch königlich-bayerischer Staatsforstbeamter, - da lacht mä ja heut drüber, nä, aber es war so. - Und dann, im ersten Kriegsjahr,

II:> mhm

A: wurde ich eingeschult. -- Am Ende des Krieges, äh, zog dann bei uns die französische Besatzung ein. Die blieb dann bis 1928. - War ((betont)) sehr + schlimm: - Wir hatten alle französische Identitätskarten, wir mußten, konnten nur mit Franc bezahlen, wir durften nicht aufm Bürgersteig gehen die ersten Jahre. - Und dann kam die In-, Inflation, - '23 der Währungsschnitt, und wir, wir bezahlten mit Billionen! -- 's können Sie sich gar nicht vorstellen, (was das war?). Billionen. -- Und dann, äh, war, äh -, am Forstamt meines Vaters, - die warn, Ämter warn ja alle von den Franzosen besetzt, - und da war ein - ein Franzose, der sehr radikal war, und dann hat sich rausgestellt, der war von Straßburch und hatte den schönen Familiennamen ((betont)) „Deutsch“. + (((einige lachen)))

A: Von früher her: - Straßburch, deutsch,französischen (_____).

II: > mhm mhm > Ja. > Ja.

A: Und des war dann für uns der „Monsieur Deutsch“, nä. Und der hat den Versailler Vertrag ((betont)) ganz+ radikal durchgeführt im Wald. Da wurden Kahlschläche gemacht, Eichen und Buchen abgesäht, und alle nach Frankreich

abge... (abgeschoben?). Da waren richtige Kahlschläche, da war überhaupt nix mehr gestanden.

II: mhm

A: Und da war der, dieser - Monsieur Deutsch, der war dahinter gstanden, wie - weiß Gott was.

II: > mhm

W?:mhm

A: Dann hat mein Vater gsacht: „Da bleib ich nimmer“ - und ließ sich ((schnell)) versetzen +, und so kamen wir na-, jetzt komm ich auf Nürnberch, so kamen wir nach Nürnberch und nach, nach ((betont)) (Stadtteil) + . -- Und da hatte mein Vater dann sehr viel mit 'm - Dritten Reich zu tun - wie des war. (...)

A: Und dann wurde der Tiergarten verlecht in den Bezirk meines Vaters.

K: > Jawoll, ja, und zuerst

A: > (Dann?) ham die Förster um jeden Baum gekämpft. Und da war der Hitler oft. (8, 29-10, 12)

Die „sehr schlimmen“ Erfahrungen unter der langjährigen französischen Besatzung raubten den Einheimischen ihre Identität. Die französische Identitätskarte und Währung stehen unmissverständlich hierfür, ebenso das Verbot, auf dem Bürgersteig zu gehen. Die Tatsache, dass einer der zur französischen Besatzung gehörenden Männer „den schönen Familiennamen Deutsch“ trug, erwies sich als bittere Ironie des Schicksals, was die Erzählerin für die rhetorische Entfaltung ihrer Geschichte zu nutzen weiß. Die Inflation und Währungskrise trugen jeweils das Ihre zur geschilderten Verunsicherung bei. Der Identitätsverlust wird in „dramatischer“ Form durch die Schilderung bestimmter Maßnahmen, die von Monsieur Deutsch kontrolliert wurden, versinnbildlicht. Die Abholzung der Wälder steht im Text für die Entwurzelung von Menschen. Der Vater fällt schließlich die Entscheidung, sich versetzen zu lassen, und so kommt die Familie nach Nürnberg, in eines der späteren Zentren des „Dritten Reiches“ und in die Nähe Hitlers.

Berücksichtigt man die vorgetragene Interpretation der Bildkommentare, die Herr Kalat während der Präsentation des von ihm mitgebrachten Fotos vorlas, lässt sich nun sagen: Mit dem Abschluss von Frau Anderts Erzählung liegt ein zweites Muster für die narrative Konfiguration von geschichtlicher und lebensgeschichtlicher Zeit vor. Die beiden Erzählungen setzen zu unterschiedlichen Zeitpunkten ein. Damit hängt ein weiterer Unterschied zusammen. Während die Äußerungen von Herrn Kalat dahingehend interpretiert wurden, dass sie vor allem auf einen biographischen Bruch abheben, der zu einer Distanzierung von der nationalsozialistischen Ideologie und Praxis führte, ist die erzählte Geschichte von Frau Andert um einen anderen Mittelpunkt herum zentriert. In ihrer erzählten Geschichte geht es darum zu plausibilisieren, zu erklären und zu rechtfertigen, wie es zu Annäherungen an den Nationalsozialismus hat kommen können. Ihr ganz persönlicher Fall, die Geschichte ihrer Herkunftsfamilie, fungiert dabei als Exemplum für allgemeinere Entwicklungen. Die Erzählerin setzt, um die ins Zentrum der Erzählung gerückten Vorgänge zu beschreiben, zu erklären und zu rechtfertigen, das Ende des Ersten Weltkriegs, namentlich den Versailler Vertrag und dessen Erfüllung durch die französische Besatzungsmacht, als Anfang der Geschichte, die erzählt werden soll. Die Thematisierung der eigenen Notlage und des eigenen Leids wird

zum Movens der Biographie, der Familiengeschichte und der Geschichte, die Frau Andert entfaltet. Der Mittelteil der Erzählung behandelt einen durch einen Wohnortwechsel symbolisierten Übergang, der zu einer vage artikulierten Annäherung an den Nationalsozialismus, der auch durch die Person Hitlers verkörpert wird, führt. Nach diesem Übergang tritt diese Geschichte in eine Phase ein, in der sie letztlich ihr Ende finden wird.

Hat man den von den Intentionen der Sprecher teilweise unabhängigen Textsinn im Blick, lässt sich formulieren: Frau Andert nimmt in der Weise auf die von Herrn Kalat ins Spiel gebrachten narrativen Abbreviaturen Bezug, dass sie am Beispiel ihrer Erfahrungen plausibilisiert, wie es zu den von Herrn Kalat angedeuteten, affirmativen Verstrickungen in die Ideologie und Praxis des Nationalsozialismus kommen konnte: Wie war es möglich und wie ist noch heute verstehbar, ja „naheliegend“, dass das „Kommen des Führers“ in den späten zwanziger und den frühen dreißiger Jahren gewünscht und schließlich begrüßt werden konnte? Frau Andert erzählt eine mögliche Vorgeschichte, die sich nahtlos der von Herrn Kalat nur angedeuteten Geschichte voranstellen ließe. Ob sich die Beiträge der beiden Gesprächsteilnehmer in der Tat zu einer solchen umfassenderen, einheitlichen Geschichte zusammenfügen lassen, ist im Folgenden genauer zu prüfen. Die bislang vorliegenden Indizien sprechen freilich eher dagegen. Sie zeigen vielmehr an, wie unterschiedlich sich „Geschichte“ im Hinblick auf Erfahrungen, auf die durch die Jahreszahlen 1933 und 1945 vage angespielt wird, in Akten der narrativen Konfiguration von Zeit bilden und tradieren lässt. Dies bedeutet, dass die Vorstellung einer einheitlichen und kollektiv anerkannten Geschichte im vorliegenden Fall nicht aufrechterhalten werden kann.

Die Manifestation eines Konflikts (zweite Zwischenbetrachtung)

Frau Andert und Herr Kalat besetzen mit ihren frühzeitigen Beiträgen zwei Positionen, aus denen heraus sich Geschichten erzählen lassen, die sich in wesentlichen Aspekten voneinander unterscheiden und in Konflikt miteinander geraten. Die bislang behandelten narrativen Präsentationen von Geschichte und Lebensgeschichte werden bald schon als offenkundige Alternativen erkennbar, die dem Gruppengespräch und der darin unternommenen kollektiven Konstruktion der Vergangenheit die Struktur eines Widerstreits verleihen. Dabei wird die von Frau Andert vertretene Position von den anderen drei Zeitzeugen im Wesentlichen unterstützt, Herrn Kalats Konstruktion bleibt dagegen randständig. Ihm bleibt die Rolle eines kritischen, vor allem ironisch sprechenden Kommentators, der weniger „seine“ Geschichte entfalten und zur Reflexion anbieten als die im Diskurs der Gruppe dominierende Geschichte hinterfragen und unterlaufen kann.

„... damit '33 überhaupt geboren werden konnte“

Frau Grönn greift erstmals nachhaltig in das Gespräch ein, indem sie die Vorgabe des Interviewers problematisiert, nach der sich die zu erzählenden Geschichten auf die Zeit ab 1933 beziehen sollen. Eigentlich habe das doch „alles schon viel früher angefangen“ (13, 6-7). Damit knüpft die Sprecherin implizit an den Beitrag von Frau Andert an, der ja gerade dies bereits demonstriert hat. Frau Andert und Frau Grönn kommen gemeinsam zu dem (in der Gruppe konsensfähigen) Schluss, dass also auf jeden Fall „die Welt-

wirtschaftskrise und die Weimarer Republik mit hinein müßten“, also „die Zeiten, damit ‘33 überhaupt geboren werden konnte“ (13, 17-23). Damit wird nicht zuletzt ein thematischer Schwerpunkt für das weitere Gespräch gesetzt bzw. bestätigt, nämlich die Plausibilisierung und Legitimation der nationalsozialistischen Bewegung, speziell der eigenen Anteilnahme an dieser – wie die Metapher der Geburt nahelegt – gleichsam naturwüchsigen Bewegung. Die Weimarer Republik und die Weltwirtschaftskrise werden auch noch im Fortgang des Gesprächs als entscheidende Vorbedingungen des Nationalsozialismus behandelt. Ohne das Versagen der maßgeblichen Politiker dieser Zeit hätte, wie Frau Andert sagt, „Hitler keine Chance gehabt“ (14, 15). Auffällig ist, dass in Frau Anderts Erzählung die Zeit seit dem Ende des Ersten Weltkrieges bis hin zu Hitlers ersten Auftritten als Zeit eines durchgängigen und gleichmäßigen sozialen Elends präsentiert wird: „Und das war der Aufhänger [...] ‘32 mußten wir so oft wählen, und da war bei uns daheim ‘n Familienrat: was wählen wir?“ (14, 37-15, 2). Die Tatsache, dass Frau Andert Einblick insbesondere in die Nöte ihrer Arbeitskolleginnen und deren Familienangehörigen hatte, wird in ihrer Erzählung zum unmittelbaren Anlass dafür, nicht wie ihre Eltern „schwarz“ zu wählen, sondern „braun“, eben die NSDAP, von der allein sich auch Frau Andert den ersehnten Wandel versprach. Ich verzichte auf Textbelege und Einzelheiten.

Erste Bezugnahmen auf die nun vorliegende Mustererzählung

Frau Anderts in ihrer Grundstruktur nunmehr abgeschlossene Erzählung wird von den Anwesenden lebhaft aufgegriffen. Sie wird zu einem für die weitere kollektive Konstruktion der Vergangenheit der Gruppenmitglieder maßgeblichen Typus, unter den eigene Erfahrungen, Selbst- und Weltauffassungen sowie diejenigen anderer Menschen zu einem guten Teil subsumiert werden können. Zahlreiche Beiträge, welche an Frau Anderts deskriptive, evaluative und normative Erzählung direkt anknüpfen, übernehmen diese – trotz kleinerer Abweichungen – in ihrer wesentlichen Struktur und Funktion. Allerdings provozieren Frau Anderts Ausführungen, die Struktur und Merkmale einer Romanze besitzen, auch den Widerspruch Herrn Kalats. Von den anderen wird immer wieder die eigene Notlage thematisiert und somit narrativ plausibilisiert, warum man zumindest eine Zeitlang auf Hitler setzte. Frau Andert erwähnt dabei auch, dass die Kunden in der Schneiderei, in der sie tätig war, bzw. im dazugehörigen Modesalon zu „90 Prozent jüdische Kunden“ gewesen seien (18, 13-14), da allein diese sich die teure Kleidung hätten leisten können. Die Juden fungieren an dieser Stelle der Erzählung (unter anderem) offenkundig als Kontrasthorizont, gegen den sich die eigenen Nöte besonders deutlich abheben lassen. Von diesen Nöten befreite einen, wie es heißt, erst Hitler. Dieser habe schließlich nicht nur eine Besserung der bedrückenden Lebenslage vieler versprochen, sondern, wie Frau Andert nun sagt, dieses Versprechen auch eingehalten. Man bekam bald schon „Tariflohn und Leistungslohn“, „bezahlten Urlaub“ und anderes mehr: „Also auch eine Sache, wo man sagt: Ja, das ist eingelöst worden. Nä, und des hört man aber so net, des können nur wir erzähl.“ (20, 6-7). Hitler erscheint in dieser Erzählung zunächst einmal ausschließlich als eine Figur, die andere aus ihrer bedrückenden Notlage errettet, gewissermaßen erlöst und mit der bislang so widrigen Welt versöhnt – ganz im Sinne einer romanzenartigen Plotstruktur. Von dieser Struktur her bezieht die Erzählung wesentliche Sinn- und Bedeutungsgehalte. Dies geschieht freilich implizit. Die Spezifität und Funktion der Plotstruktur

bleibt gänzlich unsichtbar in einer Erzählung, die vorgibt, nichts weiter zu repräsentieren als das, was einst wirklich geschehen ist.

Die skizzierte Erfahrung bzw. Entwicklung wird in Frau Anderts lebensgeschichtlicher Erzählung so typisiert, dass diese Erzählung letztlich auch als historische Konstruktion erscheint. Die autobiographische Fundierung oder Kommentierung dieser Konstruktion hat dabei eine besondere Funktion. Im letzten Satz des obigen Zitats wird dies deutlich. Die Erzählerin beansprucht dort nämlich die unantastbare Autorität einer Erzählung, die Erwartungen und Erfahrungen zur Sprache bringt, über die allein diejenigen Bescheid wissen und urteilen können, die, so Frau Andert, sie selbst gemacht haben. Nur in Geschichten, in denen das erzählende Ich mit dem erzählten Ich in eins fällt, so ließe sich dieser Anspruch reformulieren, lässt sich sagen, wie es damals (für die Betroffenen) eigentlich war.

Eine Erzählung als Provokation

Die Provokation von Frau Anderts Erzählung ist offenkundig. Die „Logik“ ihrer romantischen Erzählung bringt es mit sich, dass das Aufkommen des Nationalsozialismus nicht nur aus der Sicht der Erzählerin und einiger anderer Betroffener plausibilisiert, sondern streckenweise auch noch in der Retrospektive affirmiert wird. Thematisiert werden nämlich, nachdem die Nöte vor 1933 geschildert worden waren, allein die unmittelbaren Verbesserungen der eigenen Lebenssituation nach Hitlers Machtergreifung. Diese verkörpern das „gute Ende“, von dem her Frau Andert ihre Geschichte bildet. Die Perspektiven und Schicksale anderer, aber auch die mittel- und längerfristigen Entwicklungen, von denen auch Frau Andert betroffen war, bleiben außen vor. Die präsentierte Geschichte hat ihre klaren Grenzen, einen durch das erzählende Subjekt gesetzten Anfang und ein Ende, und diese Grenzen sind nicht durch irgendwelche „Fakten“ determiniert, sondern Ergebnisse einer spezifischen, narrativen und „poetischen“ Konfiguration der fraglichen Zeit.

Die Provokation, die diese Geschichte darstellt und die im weiteren Gesprächsverlauf immer wieder Kontroversen hervorruft, wirft einige Fragen auf, die den öffentlichen Diskurs über den Nationalsozialismus, den Holocaust und den Zweiten Weltkrieg bis heute maßgeblich bestimmen: Ist diese Geschichte wahr, spricht die Erzählerin wahrhaftig, haben also Frau Andert und andere die Wahl und Herrschaft Hitlers damals tatsächlich in keiner Weise mit dem kommenden Unheil in Verbindung gebracht? Hätten sie dies tun können und sollen, wären andere Wahrnehmungen möglich gewesen etc.? Uns allen sind solche Fragen vertraut. Sie führen in erster Linie in einen moralischen, politischen und pädagogischen Diskurs. Auch in der Gruppe werden Fragen des genannten Typs gestellt. Namentlich Herr Kalat meldet Widerspruch gegen die nun präsente, narrativ-poetische Konstruktion eines lebensgeschichtlich fundierten Geschichtsbildes an. Natürlich untergräbt er damit nicht zuletzt die pragmatisch-psychologische Abwehr- und Entlastungsfunktion, die Frau Anderts erzählte Geschichte offenkundig erfüllt. Im Folgenden soll das Augenmerk jedoch auf einen anderen Aspekt gerichtet werden.

Herrn Kalats satirische Distanzierung der präsentierten Romanze

Herr Kalat stört den Erzählfluss und die affirmative Funktion, die jede rechtfertigende und nostalgisch gefärbte Erinnerung erfüllt. Dabei möchte er gar nicht in Abrede stellen, dass Frau Andert wahrhaftig spricht. Er wendet sich jedoch dagegen, die „erzählte Geschichte“ bei der retrospektiven Vergegenwärtigung von Hitlers Versprechen und der Anerkennung einiger seiner „Taten“ enden zu lassen. Hinterfragt wird damit eine Geschichtskonstruktion, die von diesen „Erfolgen“ her gebildet wird und dadurch, *no-lens volens*, die nach 33 teilweise erfüllten Hoffnungen einiger Deutscher zur Richtschnur der heutigen Rede über den Nationalsozialismus macht. Die Perspektive, aus der Frau Andert ihre Geschichte erzählt, ist nicht nur durch ihre ganz persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen geprägt, sondern auch an einen gewissen Zeitraum in der erzählten Zeit gekoppelt: Während der ersten Jahre nach 1933 sah Hitlers Machtübernahme für diejenigen, die die langen Jahre vor 1933 im Sinne von Frau Anderts Erzählung als einzige Misere erlebt hatten, als Anfang eines Weges zum Besseren hin aus. Frau Andert präsentiert ihre Geschichte als ein Ganzes. Nach Herrn Kalats Sicht der Dinge ist nun gerade diese von Frau Andert als Ganzheit präsentierte Geschichte allenfalls als ein Teil einer umfassenderen Geschichte zu begreifen, als Teil einer Geschichte, aus der sich nichts isolieren und als Isoliertes betrachten lässt, ohne dass die autobiographische und die historische „Wahrheit“ und zugleich die aus der Geschichte erwachsene Verantwortung verfehlt würden:

K: *Mä muß aber auch ä bissl bremsen dann, gell, (_____)*

A: *>Ja. Ja.*

K: *Aber ich merk, des war so.*

A: *Des war so - genau so.*

K: *> Aber, - nicht daß des falsch ist, aber es waren schon etliche Leute, die ham des so ähnlich wie heut, es gibt ja heut in Amerika oder hier, gibts ja auch viele, die sagen, des geht alles viel einfacher, nä, aber Sie müssen doch selber sang: Was war denn dann, '39*

G: *> Ja, da hat mä erst ((betont)) langsam + erfahren, was wirklich is. Noch '38, '39. Aber von der Judenschicht hat mä noch net ämal '38, 39.*

K:

> Da muß ich auch widersprechen. (20, 9-20, 24)

Frau Andert baut kein reflexives Moment in die analysierten Teile ihrer Erzählung ein, welches deren Perspektivität thematisieren und durchbrechen könnte. Die Erzählperspektive Frau Anderts ist identisch mit dem, was die Erzählung als damalige Binnensicht der Erzählerin ausweist und als authentisch verbürgt. Diese Binnensicht ist an einen spezifischen Zeitraum gekoppelt, der von der Erzählerin als glückliches Ende einer langen Leidensgeschichte präsentiert wird. Die bisherigen Ausführungen machten an mehreren Stellen deutlich, dass selbst dann, wenn die sogenannte „Faktenlage“ unstrittig wäre, keineswegs determiniert ist, in welcher Weise welche „Fakten“ in die Form einer Geschichte gebracht werden. Die Erzählung von Frau Andert und die bislang lediglich in der Form narrativer Abkürzungen angedeutete Erzählung von Herrn Kalat unterscheiden sich unter anderem darin, dass in der ersten mit einer einzigen Zeitperspektive, in der zweiten mit mehreren operiert wird. Die Bildkommentare auf der

Rückseite von Herrn Kalats Foto stehen nicht zuletzt für zweierlei Zeitperspektiven, die eingenommen werden können, um lebensgeschichtlich und historisch bedeutsame Erfahrungen zu artikulieren. „Der Führer kommt“ und „Adolf Hitler kommt“: Im ersten Fall erläutert der Kommentar zum Bild das Warten auf die Ankunft einer Autorität, von der sich der Wartende „Führung“ und anderes verspricht; im zweiten Fall prägen, sobald man ihn auf den ersten bezieht, Distanzierung und Desillusionierung den Ton des Bildkommentars. Diese Spannung könnte auch in einer beliebig ausführlichen Erzählung Ausdruck finden.

In Frau Anderts Erzählung ist diese Spannung nicht vorhanden. Genau dies fordert Herrn Kalats Interventionen heraus. Ohne einen Wechsel der Zeitperspektive, durch den die erzählten Ereignisse und Handlungen immer wieder im Lichte späterer Erfahrungen und Einsichten beschrieben und evaluiert werden können, wird eine narrative Autorität wirksam, die das Erzählte so, wie es nun einmal zur Sprache gebracht wurde, als unumstößlich erscheinen lässt – und darüber hinaus vielleicht nicht bloß als erzählenswert, sondern, wie die streckenweise nostalgischen Darstellungen in Frau Anderts Erzählung nahelegen, wenigstens teilweise auch als *nach wie vor* begrüßenswert. Der Widerspruch Herrn Kalats macht sich just an der rechtfertigenden und nostalgisch-affirmativen Präsentation von Erfahrungen fest, die im Lichte der Erfahrungen anderer und, was hier besonders hervorgehoben werden soll, auch im Lichte von eigenen späteren Erfahrungen und Orientierungen ihre Bedeutungs- und Sinngehalte ändern. Es sind diese Bedeutungs- und Sinnverschiebungen, die in der Erzählung von Frau Andert keinen Raum finden. Deren narrative Konstruktion der Vergangenheit ist deswegen für Herrn Kalat letztlich inakzeptabel – nicht, weil jemand ebenso dachte, fühlte und handelte, wie er dies nun eben einmal tat. Seine Einwendungen sind Bemühungen, die für bestimmte Subjekte zu einer bestimmten Zeit verbindliche Binnensicht in der *Retro*-spektive nach zwei Richtungen hin zu relationieren und aufzubrechen. In der einen Richtung, die auf der synchronen Ebene der erzählten Zeit verbleibt, geraten die Perspektiven, Erfahrungen sowie die Selbst- und Weltauffassungen der damaligen Mitmenschen in den Blick, weil und insofern sich diese von den ehemals eigenen Auffassungen gravierend unterscheiden. In der anderen Richtung wird, wie ausgeführt, das vergangene Selbst aus zeitlicher Distanz wahrgenommen und kritisch reflektiert.

Stand der Analyse, Ansätze für deren Fortsetzung

Die bisherigen Ausführungen haben zwei Erzählweisen und, damit verbunden, die Grundstrukturen, wesentliche inhaltliche Bestimmungen und praktisch-psychologische Funktionen von zweierlei Geschichten (und Versionen von Geschichte) vor Augen geführt. Bereits angedeutet wurde, dass die Gruppe im Fortgang des Gesprächs Frau Anderts Version mehr und mehr als kollektiv verbindlich übernimmt und Herrn Kalats Rede die Funktion eines marginalisierten Einspruchs erhält. Vor dem Hintergrund der angestellten theoretischen Überlegungen ist es interessant zu sehen, wie Herr Kalat seine „Rolle“ ausfüllt. Der direkte Widerspruch und die korrigierende Stellungnahme gegen die von anderen vorgebrachten Darlegungen und biographisch-historischen Evaluationen sowie die Präsentation von Alternativen bilden eine Möglichkeit, von der Herr Kalat Gebrauch macht. Eine andere prägt jedoch mehr und mehr die Struktur des Diskurses der Gruppe. Herr Kalat bedient sich nämlich bald schon und dann immer wieder einer bestimmten *Redefigur*, um die in hohem Maße auf Zustimmung der anderen beruhende, kollektive Konstruktion von Geschichte zu unterlaufen. Herr Kalat

spricht *ironisch*. Die Redefigur der Ironie dient ihm dazu, die von den anderen kollektiv erzählte Geschichte ins Leere laufen zu lassen, sie zu de(kon)struieren, ihr durch wenige, oft durch ein leises Lachen begleitete Bemerkungen einen anderen Sinn zu verleihen, sie zu transformieren. Rechtfertigungsgeschichten und nostalgische Romanzen werden ironisch unterlaufen und verworfen, indem sie mit wenigen Worten in den umfassenderen Zusammenhang einer Geschichte gestellt werden, die insgesamt nur noch als eine desaströse Tragödie oder als Satire erzählt werden kann. Herrn Kalats Rede ist gerade deswegen der Trope der Ironie verbunden, weil die dadurch verfügbaren ästhetischen und rhetorischen Mittel sich besonders gut dazu eignen, die im Diskurs der Gruppe bald schon dominante Stimme zu konterkarieren. Der ironische Kommentar erinnert beständig daran, dass andere als die von der Gruppe favorisierten Konstruktionen möglich sind, ja: aufgegriffen werden sollten. Die besagte Ironie macht die Standortgebundenheit und Perspektivität der zu einer Art Gruppenmeinung verschmelzenden Erzählungen und Evaluationen der anderen deutlich. Sie verleiht den kollektiv erzählten Geschichten schlagartig andere Sinn- und Bedeutungsgehalte, als sie von den Sprechern intendiert sind. Die Anwendung von Whites geschichtstheoretischen Kategorien macht nicht zuletzt klar: Die Erzählstruktur der von Herrn Kalat präsentierten Geschichte(n) sowie die von ihm favorisierten Redefiguren bestimmen schließlich auch Sinn und Bedeutung von dessen „eigenen“ Repräsentationen (lebens-)geschichtlicher Zeit.

Dass die (ironischen) Einwürfe und Kommentare Herrn Kalats den Gesprächsfluss stören, ist dem Sprecher im Übrigen bewusst, entschuldigt er sich doch mehrfach für seine „etwas negativen“ Interventionen – manchmal allerdings wiederum mit einem ironischen Unterton. Berücksichtigt man wichtige lebensgeschichtliche Erfahrungen sowie das darauf basierende aktuelle Anliegen, das Herr Kalat mit seinen Gesprächsbeiträgen verfolgt, erhalten diese Entschuldigungen bisweilen einen merkwürdigen Klang. Herr Kalat erfährt, wie er erzählt, kurz vor seiner anstehenden Reifeprüfung von seiner Mutter, dass sein (ihm unbekannter) Vater Jude sei. Nicht dies oder gar das Leid der von den Nazis erbarmungslos verfolgten Juden findet in der Gruppe Aufmerksamkeit. Vielmehr ist es so, dass sich im Gruppengespräch Herr Kalat dafür entschuldigt, an das Leid von Juden zu erinnern. Deren Geschichte kann in der Gruppe allenfalls in Form fragmentarischer, ironisch-subversiver Kommentare zu Gehör gebracht werden.

Beispiele für die oben erwähnte Tendenz der Gruppe sowie Herrn Kalats direkte Widersprüche und ironisch-subversive Kommentare gibt es auf den 120 Seiten des Transkripts zuhauf. Der zunächst vor allem von Frau Andert entfaltete Plot wird von anderen reproduziert. Hierfür werden eine ganze Reihe stereotyper Topoi ins Spiel gebracht, die allen, die mit dem bis heute anhaltenden, („west“-)deutschen Diskurs über die NS-Zeit vertraut sind, mehr oder minder geläufig sind. Ich begnüge mich mit exemplarischen Stichworten: Von Hitlers Bau der „*schönen* Autobahnen [...], die uns heute noch eine große Freude machen,“ ist die Rede, von „Schutzhäftlagern“ oder von der „Sauberkeit“ und „Sicherheit“ auf den Straßen, die „frei“ waren von „Bettlern“, „Geigern“, „Zigeunern“. Herr Kalat kommentiert diese Feststellung auf seine Weise, indem er ironisch bemerkt, diese hätten ja dann „alle Arbeit kricht, nä“. Wo vom Rassenwahn und Morden der Nationalsozialisten gesprochen wird, werden sofort vergleichende Betrachtungen angestellt. Schlussendlich wird die Gewaltherrschaft der Nationalsozialisten zur Fortsetzungsgeschichte der Gewalt anderer, zur Barbarei neben anderen, zum integrierten Bestandteil einer weltumspannenden Geschichte, in die alle

Menschen auf die eine oder andere Weise verstrickt sind und verwickelt bleiben werden. So erscheint es nur konsequent, dass manche Beiträge die Frage nach der Kriegsschuld dahingehend beantworten, dass alle irgendwie am Krieg „beteiligten“ Nationen letztlich gleichermaßen Verantwortung trügen, ja, dass womöglich sogar gar nicht die Deutschen, sondern andere in der Ferne die Fäden zogen. Frau Andert und Herr Paul bringen das Diskussionsergebnis, von dem sich lediglich Herr Kalat distanziert, auf den Punkt: „Aber Sie können net so sagen, wer die größere Schuld hat,“ ergo: „Schuld hat der eine so viel wie der andere.“ Der Konflikt, der den Diskurs der Gruppe an vielen Stellen des Gesprächs prägt, wird nirgendwo bearbeitet. Es bleibt im Wesentlichen bei der romanzeartigen Plotstruktur der im Zentrum des Gruppengesprächs stehenden Geschichte und damit bei jenen Verharmlosungen und Relativierungen der NS-Verbrechen, welche diesen Plot erst möglich machen.

Es ist offenkundig, dass derartige Konstruktionen psychologische Entlastungsfunktionen erfüllen – wie auch immer „erfolgreich“. Die bekannten moralischen Anklagen werden abgewehrt. Für die Gruppe sind – mit der besagten Ausnahme – solche Anklagen nach wie vor beunruhigend und bedrohlich, verstörend und störend und in dieser Qualität maßgeblich für die Entfaltung des gruppenspezifischen Narrativs, durch das Vergangenheit kollektiv gebildet und stabilisiert wird. Insgesamt bestätigt sich das skizzierte, dominierende Grundmuster einer rechtfertigenden und auch nostalgischen Konstruktion der Geschichte bis etwa zum Zeitpunkt jener Kriegsjahre, in welchen die Erzählenden beispielsweise durch ihren Kriegsdienst oder durch Bombardierungen selbst in Mitleidenschaft gezogen wurden. Diese Wende, durch die bisherige Nutznießer der NS-Politik selbst unter deren Folgen zu leiden begannen, wird erzählerisch jedoch als etwas Abruptes, Plötzliches, Unerwartetes und Unvorhersehbares artikuliert. Durch dieses poetische Setzen eines radikal diskontinuierlichen Augenblicks kann eine *neue* Geschichte begonnen werden, eine formal vollständige *Geschichte ohne Vorgeschichte*. Ohne auf die (nicht zuletzt psychologische) Bedeutung dieser eigentümlichen, gleichsam zweigeteilten Präsentation von Geschichte näher eingehen zu können, sei abschließend festgehalten: Genauer besehen müsste, im Hinblick auf das gesamte Gespräch, von zwei innerhalb der Gruppe dominierenden Erzählungen gesprochen werden. Die eine reicht vom Ende des Ersten Weltkriegs bis mindestens in die Mitte der dreißiger Jahre. Sie hat die Struktur einer Romanze. Die andere setzt durch ein radikal diskontinuierliches Moment ein; in ihrem Zentrum steht der abrupte Wandel der Romanze hin zur Tragödie, zu einer Geschichte zumal des eigenen Leides während der Kriegsjahre. Beiden diesen in der Gruppe dominierenden Erzählungen, an denen sich die kollektive Identität der Gruppe festmachen lässt, steht Herrn Kalats mit ironischen Redefiguren operierende Satire gegenüber, genauer noch: Eine Erzählung, die zwischen Satire und Tragödie changiert.

Wenn im Verlauf der vorgetragenen Analyse gezeigt werden konnte, dass die Sinn- und Bedeutungsgehalte aller interpretierten Erzählungen und Gegenerzählungen nicht zuletzt von der je spezifischen, narrativ-poetischen Konfiguration von Zeit, von den jeweiligen Erzählstrukturen und vom Einsatz bestimmter Redefiguren abhängig sind, wäre der Zweck der vorliegenden Abhandlung erfüllt. Damit wäre demonstriert, dass die Biographieforschung davon profitieren kann, die Konstitution von Sinn und Bedeutung in Texten als Zusammenspiel von inhaltlicher Aussage einerseits, von narrativen Strukturen und Strategien, Redefiguren und literarischen Formen andererseits zu begreifen.

LITERATUR

- Angehrn, Emil (1985): *Geschichte und Identität*, Berlin, New York. <https://doi.org/10.1515/9783110885057>
- Appelsmeyer, Heide (1996): *Stil und Typisierung in weiblichen Lebensentwürfen, Eine vergleichende Analyse biographischer und literarischer Konstruktionen älterer Frauen, Interaktion und Lebenslauf*, Bd. 12, Weinheim.
- Aristoteles (1964): *Poetik*, Reclams Universal-Bibliothek, Bd. 2337, Stuttgart.
- Assmann, Aleida und Jan Assmann (1990): *Kultur und Konflikt, Aspekte einer Theorie des un-kommunikativen Handelns*, in: Jan Assmann und Dietrich Harth (Hg.): *Kultur und Konflikt*, Edition Suhrkamp, 1612 = N.F., Bd. 612, Frankfurt am Main, 11-48.
- Bohnsack, Ralph (1989): *Generation, Milieu und Geschlecht, Ergebnisse aus Gruppendiskussionen mit Jugendlichen, Biographie und Gesellschaft*, Bd. 8, Opladen. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-97196-8>
- Bohrer, Karl Heinz (1981): *Plötzlichkeit, Zum Augenblick des ästhetischen Scheins*, Edition Suhrkamp, 1058 = N.F., Bd. 58 Frankfurt am Main.
- Boothe, Brigitte (1992): *Die Alltagserzählung in der Psychotherapie*, Bd. 1, *Berichte aus der Abteilung Klinische Psychologie*, Bd. 29, Zürich.
- Bourdieu, Pierre (1990): *Die biographische Illusion*, in: *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 3, Heft 1, 75-82.
- Braun, Robert (1994): *The Holocaust and Problems of Historical Understanding*, *History and Theory*, 33, No. 2, 172-197. <https://doi.org/10.2307/2505383>
- Bude, Heinz (1985): *Der Sozialforscher als Narrationsanimateur, Kritische Anmerkungen zu einer erzähltheoretischen Fundierung der interpretativen Sozialforschung*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37, Heft 2, 327-336.
- Conrad, Christoph und Martina Kessel (Hg.) (1994): *Geschichte schreiben in der Postmoderne, Beiträge zur aktuellen Diskussion*, Reclams Universal-Bibliothek, Bd. 9318, Stuttgart.
- Eggert, Hartmut, Ulrich Profitlich und Klaus R. Schierpe (Hg.) (1990): *Geschichte als Literatur, Formen und Grenzen der Repräsentation von Vergangenheit*, Konferenzschrift, 1989, Berlin (West), Stuttgart. <https://doi.org/10.1007/978-3-476-03341-3>
- Friedländer, Saul (Hg.) (1992): *Probing the Limits of Representation. Nazism and the „Final Solution“*, Cambridge/Massachusetts, London.
- Hoffmann-Riem, Christa (1980): *Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie, Der Datengewinn*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 32, Heft 2, 339-372.
- Kansteiner, Wulf (1993): *Hayden White's Critique of the Writing of History*, in: *History and Theory*, 32, No. 3, 273-295. <https://doi.org/10.2307/2505526>
- Kansteiner, Wulf (1994): *From Exception to Exemplum: The New Approach to Nazism and the „Final Solution“*, in: *History and Theory*, 33, No. 2, 145-171. <https://doi.org/10.2307/2505382>
- Kellner, Hans (1994): *„Never Again“ Is Now*, in: *History and Theory*, 33, No. 2, 127-145. <https://doi.org/10.2307/2505381>
- Koselleck, Reinhart (1985): *„Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“ – zwei historische Kategorien*, in: Ders.: *Vergangene Zukunft, Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt am Main, 349-375.
- Lützeler, Paul Michael (1990): *Der postmoderne Neohistorismus in den amerikanischen Humanities*, in: Hartmut Eggert, Ulrich Profitlich und Klaus R. Schierpe (Hg.): *Geschichte als Literatur, Formen und Grenzen der Repräsentation von Vergangenheit*, Konferenzschrift, 1989, Berlin (West), Stuttgart, 67-76. https://doi.org/10.1007/978-3-476-03341-3_7
- Lyotard, Jean-François (1987): *Der Widerstreit*, München.
- Nießen, Manfred (1977): *Gruppendiskussion, Interpretative Methodologie – Methodenbegründung – Anwendung*, München.

- Ricœur, Paul (1988): *Zeit und Erzählung*, Band I: *Zeit und historische Erzählung*, Übergänge, Bd. 18/1, München.
- Ricœur, Paul (1989): *Zeit und Erzählung*, Band II: *Zeit und literarische Erzählung*, Übergänge, Bd. 18/2, München.
- Rüsen, Jörn, Klaus Fröhlich, Hubert Horstkötter und Hans Günter Schmidt (1991): Untersuchungen zum Geschichtsbewusstsein von Abiturienten im Ruhrgebiet, in: Bodo von Borries, Hans-Jürgen Pandel und Jörn Rüsen (Hg.): *Geschichtsbewusstsein empirisch*, Geschichtsdidaktik/Studien, Materialien, Bd. 7, Pfaffenweiler, 221-334.
- Scholz Williams, Gerhild (1989): Geschichte und die literarische Dimension, Narrativik und Historiographie in der anglo-amerikanischen Forschung der letzten Jahrzehnte, Ein Bericht, in: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*, 63, 315-392. <https://doi.org/10.1007/BF03396341>
- Stierlin, Helm (1971): *Das Tun des Einen ist das Tun des Andern*, Eine Dynamik menschlicher Beziehungen, Frankfurt am Main.
- Straub, Jürgen (1989): Historisch-psychologische Biographieforschung, Theoretische, methodologische und methodische Argumentationen in systematischer Absicht, Heidelberg.
- Straub, Jürgen (1991): Identitätstheorie im Übergang?, Über Identitätsforschung, den Begriff der Identität und die zunehmende Beachtung des Nicht-Identischen in subjekttheoretischen Diskursen, Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau, 14, Heft 23, 49-71.
- Straub, Jürgen (1992): Kultureller Wandel als Transformation des kollektiven Gedächtnisses, Zur Theorie der Kulturpsychologie, in: Christian Allesch, Elfriede Billmann-Mahecha und Alfred Lang (Hg.): *Psychologische Aspekte des kulturellen Wandels*, Konferenzschrift, 1991, Mittersill, Wien, 42-54.
- Straub (1993a): Zeit, Erzählung, Interpretation, Zur Konstruktion und Analyse von Erzähltexten, in: Hedwig Röckelein (Hg.): *Biographie als Geschichte*, Forum Psychohistorie, Bd. 1, Tübingen, 143-183.
- Straub, Jürgen (1993b): Collective Memory and Collective Past as Constituents of Culture: An Action-Theoretical and Culture-Psychological Perspective, in: *Schweizerische Zeitschrift für Psychologie*, 52, Heft 2, 114-121.
- Straub, Jürgen (1999): Handlung, Interpretation, Kritik, Grundzüge einer textwissenschaftlichen Handlungs- und Kulturpsychologie, Perspektiven der Humanwissenschaften, Bd. 18, Berlin, New York. <https://doi.org/10.1515/9783110807172>
- Stückrath, Jörn (1995): Die „Wendung“ wider das Chaos, Zur Rekonstruktion und Kritik von Hayden Whites tropologischer Theorie der Geschichtsschreibung, Manuskript eines Vortrags auf der Tagung „Narrativität und Fiktionalität“ im Juni 1995, Bielefeld.
- Weimar, Klaus (1990): Der Text, den (Literatur-)Historiker schreiben, in: Hartmut Eggert, Ulrich Profitlich und Klaus R. Schierpe (Hg.): *Geschichte als Literatur*, Formen und Grenzen der Repräsentation von Vergangenheit, Konferenzschrift, 1989, Berlin (West), Stuttgart, 29-39. https://doi.org/10.1007/978-3-476-03341-3_4
- White, Hayden V. (1966): The Burden of History, in: *History and Theory*, 5, No. 2, 111-134. <https://doi.org/10.2307/2504510>
- White, Hayden V. (1991): *Metahistory*, Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa, Frankfurt am Main.
- White, Hayden V. (1986): Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen, Studien zur Tropologie des historischen Diskurses, Sprache und Geschichte, Bd. 10, Stuttgart.
- White, Hayden V. (1987): Das Problem der Erzählung in der modernen Geschichtstheorie, in: Pietro Rossi (Hg.): *Theorie der modernen Geschichtsschreibung*, Edition Suhrkamp, 1390 = N.F., Bd. 390, Frankfurt am Main, 57-106.